33. Jahrgang. 23. November 1916. Heft 8.



Preis 35 Pfennig.

Z
XIX

Bezugspreis ohne Zustellungsgebühr
bei Vorausbezahlung vierteljährl. 4 M.

Beachtenswerte Mitteilungen

Für die Kriegsbeschädigten-Fürsorge bestimmt die Firma F. Soennecken in Bonn den Reinertrag aus dem Verkauf von Schreibwerkzeugen, die sie neuerdings für Handbeschädigte und Linksschreiber herstellt.

Badischer Kalender 1917. Trotz welterschütterndem Waffenlärm, trotz riesenhafter Arbeit zur Bewältigung der Heeresversorgung und zur gerechten und ausreichenden Verteilung des täglichen Brotes bleiben dem Deutschen Zeit und Liebe zu friedlichen Werken der Kunst, der Wissenschaft und der Förderung der Volkswohlfahrt. Von der Überzeugung durchdrungen, unser Volk habe heute mehr als jemals das Bedürfnis, mit den Schönheiten seines Vaterlandes vertraut zu werden, hat der Badische Landesverband zur Hebung des Fremdenverkehrs in Karlsruhe es unternommen, durch Herausgabe des „Badischen Kalenders 1917" den Heilbedürftigen, Erholungsuchenden, Natur- und Kunstfreunden, den Wander- und Wintersportlustigen das badische Land im Bilde zu zeigen. Der aus der Universitätsdruckerei H. M. Poppen & Sohn in Freiburg i. B. hervorgegangene, vornehm ausgestattete Abreißkalender besteht aus 120 Blättern mit prachtvollen Bildern in Tiefdruck. Jedes Blatt enthält eine kurze fachkundige Beschreibung der Bilder. Das Titelblatt, die Reproduktion eines Gemäldes des jüngst verstorbenen berühmten Schwarzwaldmalers W. Hasemann, ist ein Kunstwerk für sich. Der billige Preis von 1,50 Mark deckt bei weitem nicht die Selbstkosten. Den Kalender liefert jede Buchhandlung oder der Kommissionsverlag von Müller & Gräff in Karlsruhe-Baden. Wer mit einem gediegenen, praktischen Geschenk Freude erwecken will, darf getrost nach dem „Badischen Kalender" greifen, der eines der schönsten Kalender ist, die uns bisher vorgelegen haben.

Die Nähmaschine im Haushalt. Mit dem Winterhalbjahr ist auch die Zeit gekommen, wo die Hausfrau sich mehr als sonst der Näharbeit im Haushalt wieder widmen kann. Manche von ihnen schreitet zum Kauf einer neuen Nähmaschine. Die richtige Wahl ist aber nicht leicht, denn die Unterschiede in den Leistungen und in der Haltbarkeit unter den vorhandenen vielen Arten sind so groß, daß auch ein Preisunterschied nicht immer einen Ausgleich dafür bieten kann. Niemals kann der Satz, daß nur das Beste auf die Dauer das Billigste ist, größere Bedeutung haben, als bei der Wahl einer Nähmaschine, die in der Familie doch ein Menschenalter aushalten soll. Einen Ratgeber für den Kauf einer Nähmaschine bildet eine kleine Schrift unter dem Titel „Was der Käufer einer Nähmaschine beachten muß", die die Phönix-Nähmaschinenfabrik von Baer & Rempel in Bielefeld allen Universumleserinnen, die sich dafür interessieren, gerne kostenlos zusendet. Das kleine Werk gibt Aufklärung darüber, wie eine gute Nähmaschine nach dem heutigen hohen Stand der Technik beschaffen sein soll und welche Leistungen man von ihr erwarten darf.

Warum waschen Sie noch? Sie wissen nicht, daß es einen patentierten Automaten gibt, der Ihre Wäsche selbsttätig, also ohne jede Mitarbeit, wäscht und gleichzeitig desinfiziert. Kein Reiben, Stoßen oder Schleudern. In jedem Raume für Gas und Kohle benutzbar, bedeutet der Automat, bei dauernder Ersparnis an Waschlohn, Seife und Feuerung, die endgültige Befreiung von jeder Waschplage. Tausende sind im Gebrauch. Fordern Sie noch heute per Postkarte Prospekt von der Dampf-Waschautomat-Gesellschaft in Breslau II, Postfach 186/140.

Der Schnupfen wird im allgemeinen viel zu wenig beachtet, so daß er deshalb häufig die Ursache ernster Störungen des Befindens wird. Eine schnelle und gründliche Bekämpfung ist dringend geboten, die durch ein bewährtes, auch ärztlicherseits sehr empfohlenes Mittel, wie das fast in allen Apotheken erhältliche „Sozojodol"-Schnupfenpulver ermöglicht wird. Es bewirkt schnell freies, wohltuendes Atmen, beseitigt den vielfach vorhandenen üblen Geruch aus Nase und Mund und verhindert das Schnarchen. Wir möchten nicht verfehlen, gerade zur jetzigen Zeit, unsere Leser hierauf hinzuweisen.

Zuckerkrankheit. Ein Arzt meldet folgendes: „Ich habe mich wiederholt am eigenen Körper von der ausgezeichneten Wirkung des Fachinger Brunnens bei Diabetes überzeugt, indem ich nach Gebrauch von 100 Flaschen desselben auf Monate vom Zucker im Urin befreit war. In meiner Praxis mache ich ausgedehntesten Gebrauch von Fachinger Wasser."



PRIMAL-
Von deutschen Ärzten empfohlener
vollwertiger Ersatz für ausländische Haarfarben
PRIMAL
Bezug durch Drogen-, Friseurgeschäfte und Apotheken.
Ausführliche Broschüre durch die
Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin S.-O. 361.



LEIPZIG Hotel Fürstenhof
Neuerbaut 1913
Leipzigs beliebtestes Familienhotel
mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet.
Behagl. vornehmes Haus, 3 Min. rechts vom Bahnhof. Abgeschlossene Wohnungen m. Privatbädern. In allen Zimmern fließendes Kalt- u. Warmwasser. Säle für Konferenzen usw.
Empf. v. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916.
Hotel Fürstenhof Leipzig



SATRAP
Photo-Papiere u. Chemikalien
Chem. Fabrik auf Akt. (vorm. E. Schering), Photogr. Abtlg., Berlin-Charlottenburg.



170. Königl. Sächs. Landes-Lotterie
Ziehung 1. Klasse
am 6. und 7. Dezember 1916.
Anzahl d. Lose 110000, Anzahl d. Gewinne 55000
im Gesamtbetrage von
20 Millionen 801000 Mark
verteilt in 5 Klassen.
Im günstigsten Falle auf eine Nummer
800 000 Mark
speziell 500 000, 300 000, 200 000, 150 000, 100 000 usw.
Preis jeder Klasse
1/10 1/5 1/2 1/1
5.- 10.- 25.- 50.- Mk.
Vollose (für alle Klassen gültig)
1/10 1/5 1/2 1/1
25.- 50.- 125.- 250.- Mk.
Versand auch unter Nachnahme.
H. G. F. Fischer Nachf.
Königl. Sächs. Kollekteur,
Leipzig,
Petersstr. 28 a,
Goldner Arm.
Goldner Arm
300 000 Mark
500 000 Mark
evtl. 800 000 Mark
EIN GESEGNETER FISCHERZUG.

Neuigkeiten für den Büchertisch

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nicht zugesagt werden. Rücksendung von Büchern findet nicht statt.

Erinnerungen. Von Eduard Sueß. (Verlag S. Hirzel, Leipzig. Geh. 9 Mark, geb. 11 Mark.) Als Eduard Sueß begann, an der Hand täglicher Aufzeichnungen und Briefe seine Erinnerungen niederzuschreiben, blickte er auf ein reiches und fruchtbringendes Leben zurück. Seit 1848, als er der Akademischen Legion angehörte, hatte er über 50 Jahre lang am öffentlichen Leben seines Vaterlandes teilgenommen, hatte er insbesondere geholfen, die geistigen, sozialen und hygienischen Verhältnisse von Wien zu bessern. Seine wissenschaftlichen Arbeiten haben ihn zum unbestrittenen Führer der zeitgenössischen Geologen gemacht, und über 13 Jahre lang war er Präsident der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. So entrollt sich mit der Schilderung seines Lebens zugleich ein Bild Österreichs, ein Bild der Stadt Wien. In der Darstellung ist politisches und wissenschaftliches Wirken eng verbunden mit dem persönlichen Leben des Menschen, den Erziehung und Wesen davor bewahrten, zum Parteimann oder zum bloßen Fachgelehrten zu werden. Enge, nur den Geologen interessierende Fachfragen haben in den Erinnerungen nicht Platz gefunden, wohl aber spiegelt sich in ihnen die Art seines Schaffens, die Befriedigung, die er durch seinen Beruf erwarb. Die unbeugsame Überzeugungstreue seiner Gesinnung und die großartige Eigenart seiner Naturbetrachtung offenbaren sich in lebendiger Form in diesen Erinnerungen.

Brehms Tierleben. 13. Band: Die Säugetiere. Mit 204 Abbildungen nach Photographien, 86 Abbildungen im Text, 23 farbigen und 4 schwarzen Tafeln. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.) Der Schlußband der „Säugetiere" enthält die Paarhufer mit der Fülle der Wiederkäuer, die Halbaffen und Affen, die von den niederen Säugetieren her den Weg nach dem Menschen zeigen. Die Paarhufer sind besonders wichtig für die praktische Tierkunde, weil zu ihnen die große Menge des in- und ausländischen Nutzwildes und der Haustiere gehört, an deren wissenschaftlicher Erforschung der Bearbeiter, Max Hilzheimer, selbst lebhaft beteiligt ist. Daher darf der Brehm-Leser jetzt darauf rechnen, über unzählige Einzelfragen, die sich auf diesem Gebiet erheben, in der neuen Auflage auch nun, dem heutigen Stand der wissenschaftlichen Kenntnis entsprechende Auskunft zu finden. Die prachtvolle Ausstattung mit Farben- und Phototafeln wird ihm diesen Teil des Werkes auch zur fesselnden Augenweide machen. Anderseits klärt ihn Hecks in der Sache ebenso besonnene, wie in der Form leicht flüssige Darstellung der Halbaffen und Affen die allgemeinen Anschauungen über das Säugetier als solches, auch in seinem Verwandtschaftsverhältnis zum Menschen. Der sehr ausführliche Abschnitt über die Menschenaffen gehört zu dem Interessantesten aus dem Inhalt des ganzen Buches. Als Endergebnis einer Durchsicht des letzten Säugetierbandes kann man den beiden Bearbeitern nur bestätigen, daß sie das, was sie nach ihrem Vorworte erstrebten, auch wirklich erreicht haben. Es darf mit Recht behauptet werden, daß mit diesem Schlußbande in der Neubearbeitung der „Säugetiere" eine wahre Riesenleistung an volkstümlicher Naturgeschichtschreibung aufs glücklichste vollendet vorliegt.

In der Picardie. Von Walter Reinhardt. Bilder aus dem Stellungskrieg im Westen. (Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68. 1,25 Mark.) Die lebendigen Schilderungen führen den Leser mitten hinein in Schützengräben und Unterstände, die unter schwerem Trommelfeuer liegen, zu Artilleriestellungen, die die Anstürme der Feinde niederzuhalten suchen. Das kleine Kriegstagebuch wird gerade in der Zeit der Somme-Offensive vielen besonders willkommen sein.

Die Brücken zum Sieg. Kriegsgedichte von Rudolf Presber. Mit Illustrationen von Lutz Ehrenberger. (Verlag Dr. Eysler & Co., Berlin. Eleg. geb. 1,50 Mark.) Nach vielen Tausenden zählen die Deutschen, die Presber mit seinen inhaltreichen, formvollendeten Kriegsgedichten begeistert hat. Keiner hat's besser verstanden als er, die großen Ereignisse des Weltkrieges, die Heldentaten von Heer und Flotte, all die Begeisterung der Jugend, die hingebungsvolle Treue der deutschen Frau in allem Leid, das der Krieg gebracht hat, mit warmempfundenen Worten zu begleiten, oder die Niedertracht der Feinde zu geißeln. Tausenden wird auch diese neue Sammlung seiner Kriegsgedichte willkommen sein, die wir zu dem Besten und Schönsten zählen, was die Kriegszeit an dichterischen Erzeugnissen hervorgehen ließ.

Der Kaiser rief. Von Ella Triebnigg. Kriegsnovellen aus Österreich-Ungarn. Mit Beiträgen von Adam Müller-Guttenbrunn, Franz Karl Ginzkey, Zoltán Ambrus, Franz Xaver Kappus, Istvàn Szabó, Jura Soyfer, Antal Radó, Walter v. Molo, J. v. Szöllösi, L. A. Anker-stick, Ludwig Huna, Arnold Höllriegel, Dr. Gumm, Eduard Michel, Friedrich Otto, Richard Seron, Ernst Decsey, Heinrich v. Schullern und Fr. W. v. Oestéren. (K. Thienemanns Verlag, Stuttgart. Geb. 3 Mark.) Daß die Bewohner Österreich-Ungarns diese wirklich vorzüglichen Erzählungen von den Taten ihrer eigenen Tapferen gern lesen werden, ist selbstverständlich; aber auch in Deutschland werden sie sicherlich viele Freunde finden, und es ist ihnen auch ein großer Leserkreis zu wünschen, denn nicht leicht ist ein Buch so wie dieses geeignet, die Bande zwischen den beiden Kaiserstaaten enger zu knüpfen. Hier haben wir, was uns eint — hier sprechen Empfindungen, bei denen die Herzen hüben und drüben gemeinsam schwingen.

Flandern und Brabant. 30 Städtebilder und Landschaften nach Originalradierungen von Roland Anheißer. Das prachtvolle, im Verlage von Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienene Werk, aus dem das vorliegende Heft auf Seite 163 ein verkleinertes Probebild gibt, sei allen, die Freude an malerischer Städteschönheit haben, aufs beste empfohlen. Unzähligen Feldgrauen, die während des Krieges durchs eigenartige Land der Flamen marschiert sind, in ihm gelebt und gekämpft haben, wird das elegant ausgestattete Buch eine willkommene Fest- und Erinnerungsgabe sein.

Taschenkalender für Kleingartenbau für 1917. Herausgegeben von Fritz Witheim. (Verlag G. Braunsche Hofbuchdruckerei, Karlsruhe. 1 Mk.) Wenn alles, was in diesem Kalender kurz zusammengefaßt ist, Beachtung findet, und wenn die eigenen Erfahrungen in den einzelnen Jahren im Kalender aufgezeichnet werden, wird dem Kleingärtner ein guter Erfolg nicht ausbleiben.

Reclams Universum

33. Jahrgang **Heft 8** 23. Nov. 1916

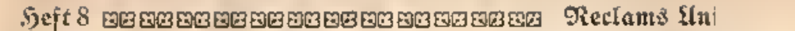
Inhalts-Verzeichnis

Illustrierte Weltrundschau:

Aufsätze und Rundschauen: Seite

Abbildungen:

Wendet!



Man bezieht Reclams Universum durch Buchhandel und Post.

Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 35 Pfennig. — Der vierteljährliche Bezugspreis (ohne Zustellungsgebühr) beträgt für 13 Hefte 4 Mark.

Liebhaber-Ausgabe:

Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 60 Pfennig. — Der vierteljährliche Bezugspreis (ohne Zustellungsgebühr) beträgt für 13 Hefte 6 Mark.



Trauer.

Nach einem Gemälde von Hermann Siedersleben.





Gräber und Garben.

Ein Wort zum Totenfest. Von Wilhelm Schreiner.

In Flandern war's, im Sommer des vergangenen Jahres. Wir schritten heimwärts aus der Feuerlinie; hatten nach Toten gesucht, die von der Herbstschlacht her verschollen waren. Dreiviertel Jahre schon. Mann und Offizier. Die Gräben, damals flüchtig aufgeworfen, überspannen Mohn und Zichorie. Und die Toten — der Feind hatte ihnen kein Grab gegönnt. Nun schürften Freunde nach den letzten Spuren, zum letzten Freundesdienst. — Längst waren die Türme von Ypern vor uns über der Ebene drüben im Dämmer des Abends ertrunken. Leuchtkugeln flammten längs der nahen Front wie Meteore. Der Tag entschlief. Mit dem Dunkel erwachte die Schlacht zu neuer Lebendigkeit. Unaufhörlich brodelte das Gewehrfeuer. Die Geschütze blieben stumm. Aber wachsam. Freund und Feind.

Hinter Passchendaele stieg der Mond hoch, voll und klar. Busch und Baum umspann sein Glanz, umwob die Ruinen mit Silberschleiern. Den Weg säumten Garben, reife Frucht auf den Feldern des Todes gebunden — und Gräber. Wir hatten sie im vollen Licht des Tages gesehen mit ihren schlanken, helmgezierten Kreuzen, um die sich oft, vergilbt, ein Burschenband noch schlang. Über verwitternde Namen. Hier bluteten Jungdeutschlands Regimenter. Hier war „der Tod von Ypern" daheim. Doch die das harte Licht der Sonne in scheinbar gleichgültigem Nebeneinander zeigte, sie ließ die Nacht zusammenrücken und in einer Einheit auf die Seele wirken: Gräber und Garben. Saat und Ernte. Wir sprachen drüber. Lange. Wie man spricht, wenn sich die Seele löst im Dämmerlicht und ihre Sorgen, ihre Wünsche, ihr ganzes Sein dem andern gibt, für Höchstes, Heiligstes zu werben.

Mehr als ein Jahr ist wieder hingegangen und immer reicher senkt die Saat sich in die Erde, immer weiter reiht sich Grab an Grab. Und mancher Baum wird noch gefällt, um Kreuze draus zu schneiden für die Gräber. Und die Garben? Reift denn die Ernte aus der Saat des Todes?

Es würde sein, unzweifelhaft, wenn es sich bei diesem Werdegang um rein naturhaftes Geschehen handelte. Das hätte sein Gesetz und damit seinen Zwang. Fragen wir aber nach der Ernte aus dieser Saat, der unsere Sorge, unsere ganze Liebe gilt, dann fragen wir nach aus ihr entstandenen und entstehenden menschlichen Willensvorgängen. Für die gibt es keine naturhaften Gesetze. Und doch hängt von der durch das große Sterben in uns ausgelösten Tatsächlichkeit und ihrem Wert Deutschlands Zukunft ab. Gräber und Garben, Gegenwart und Zukunft; beides steht damit zugleich im Brennpunkt unseres Seins.

Dennoch ist es gerade der Wille in uns, den die Gräber zunächst zu lähmen scheinen, nicht nur scheinen, sondern wirklich lähmen. Welle um Welle brandet von den Fronten hinein nach Deutschland, nicht nur Wellen, die des Herzens Schlag schneller gehen heißen in Freude und Jubel, sondern Wellen, die den Herzschlag stocken lassen in Trauer und Schmerz. Von jedem Brennpunkt heldischen Ringens jagen Sturmfluten der Trauer über die Heimat hin. Erbarmungslos. Und die Namen, die am lautesten von deutschem Heldentum künden, tragen den breitesten Trauerrand: Flandern und Polen, Galizien, Champagne, Falklandsinseln und Skagerrak, Loretto, Verdun und Somme. In diesen Tagen besonders, wo sich die Feier der Toten zum hundertsten Male jährt, suchen unsere Ge-

Trauer.

Schwarze Schleier wallen
Dicht um Stirn und Haar:
Ach, er ist gefallen,
Der mein Liebster war!

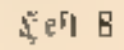
Wie durch weite Wüsten
Irrt mein Fuß einher,
Augen, die mich grüßten,
Leuchten mir nicht mehr.

Hände, die mein Leben
Ueberreich gemacht,
Hörten auf zu geben,
Ruhn von Streit und Schlacht.

Doch ich weine Tränen
Heimlich nur zur Nacht,
Denn mein Leid und Sehnen
Scheint verfausendfacht.

Millionen Bande
Löste jäh der Tod,
Da zum Opferbrande
Wild die Fackel loht.

Millionen Herzen
Starb das Glück dahin —
Heimat, dir in Schmerzen
Geb' auch meins ich hin.





danken, in eins gestimmt durch eignes Leid, mitleidend Alldeutschlands Weh zu ermessen. Heute reden die Gräber, daß jeder hört, reden nicht nur, sie predigen.

Die Tiefe der Trauer, in die sich ganz Deutschland hüllt, ist für unseren Blick, für unser Verstehen zu groß. Stehen wir doch schon als Leidende oft dem eigenen Leid gegenüber mit gebundenen Händen, fassungslos; wie viel mehr als Mitleidende vor fremdem Leid mit der Ehrfurcht, die die Majestät der Trauer uns ins Herz senkt. Unsäglich Leiden haben Tausende gelitten, die in den Gräbern ruhen. Wir denken heut des Leides der Lebenden, die um sie trauern, stehen still, sammeln Kraft. Denn die Liebe möchte helfen, auch wenn sie sich der Grenzen ihrer Macht bewußt ist. Denn Liebe ist Liebe. So verstanden laßt uns reden von unserer Trauer, unserem Menschenleid.

In abertausend Fällen tritt ihm zur Seite die Sorge, eint sich mit ihm die Not. So wird's erst recht zu erdrückender Last. Die Sorge um die Zukunft kann Liebe wohl lindern, sei's selbst durch Gesetze. Allein das Leid nimmt niemand. Aber wer wollte die Trauer meistern? Wir nicht. Oder — vielleicht doch!

Das Hohelied der Trauer ist nicht schwer zu singen, die Totenfeier sieht uns aufgeschlossen für das Leid. Das Fühlen unseres Herzens bedarf keines großen Anstoßes mehr, um ganz Gefühl zu werden. Das ist die Eigenart der Trauer je gewesen im Augenblick des jähen Leids. Doch barg sie immer die Gefahr, daß dieser Zustand blieb. Denn dann wird er gefährlich, weil im Gefühl der Wille zu leicht untergeht. Und diesen Willen brauchen wir, daß er aus Gräbern Garben reifen lasse. Gefahr bedeutet jene Trauer, die Sascha Schneider malte: ein schmerzzerkrümmtes Weib, verhüllt und an den Boden hingezwungen, trostlos dem Schmerz ergeben, willenlos. Ganz anders Hermann Siedersleben; auch er schreibt „Trauer“ unter seines Pinsels Werk, auch er malt Schmerz und Leid, ein gramgezeichnet Frauenbildnis; doch hinter dieser Stirn lebt schon der Wille wieder, dies Auge sieht, verhalten noch vom tränenschweren brennenden Erleben, allein es sieht, vermittelt dem Bewußtsein die Umwelt wieder, unklar noch, verschwommen, doch nicht mehr farblos, trostlos. Hier ward ein neuer Wille schon lebendig. Hier keimt die Saat, von der wir Frucht erhoffen. Ein Maler hat's gemalt -- ist's Wirklichkeit?

Wer unser Gegenwartserleben wertet nach der volkssittlichen Seite, der wird trotz allen Leides dankbar sein, daß es unserem Volk eine Berufung gebracht hat, unter der unsere Kraft so, wie wir sie für die Zukunft brauchen, ins Ungeahnte wachsen kann: die Berufung zum Schmerz.

Schmerzlos zu leben, diese Kraftfessel hatte uns der Friede als Ideal vorgegaukelt, die steigende Möglichkeit, das Leben auszuleben. Lust war das Idol, Ästhetisierung des Lebens seine verbrämte Parole, Genuß sein verhüllter Zweck. Durch tausend Kanäle unserer Kunst, Literatur, Presse hat sich dies Gift in Seele und Leben ergossen. Da kam der Krieg; brachte das Leid; berief uns zum Schmerz.

Tief gebeugt unter seiner Last wollen wir trotzdem dankbar sein, daß uns diese Berufung ward; nicht erst einem späteren Deutschland, das für die Erziehung durch den Schmerz nicht mehr leidensfähig, nicht mehr stark genug gewesen wäre. So verstanden liegt darin, daß wir jetzt leiden, ein volles Maß göttlicher Liebe. Denn Schmerz fordert Stärke, und wenn das große Leid gekommen wäre zu einer Zeit, in der unser Volk die nötige Tragkraft nicht mehr besaß, dann mangelte ihm die Kraft, die Gräber zu Garben werden läßt. Denn nicht dazu kam der Schmerz, daß wir verzweifeln lernten, sondern, daß er uns stärke und stähle. Alltäglich ist uns die Beobachtung, daß, wer den elektrischen Strom stärker



Totenfest 1916: Ein Waldgrab in den Vogesen. Phot. Max Wipperling, Elberfeld.

machen will, ihm Widerstände schafft. In deren Überwindung wird er stark. Aber wie? — Wenn der Widerstand für uns zu einer Zeit kam, wo unser Lebensstrom schon zu viel Kraft verloren hatte, als daß er ihn noch hätte überwinden können? Wir sind dankbar, daß Gott uns zum Schmerz berief.

Denn damit berief er uns zu etwas ungleich Größerem. Ist doch der Schmerz in der Hand des großen Erziehers der Widerstand, der zu Größerem stählt. Wir sind so gestaltet, daß der Schmerz als Dauerzustand uns unerträglich ist. Darum ist die Berufung zum Schmerz zugleich die Berufung, stärker zu werden als der Schmerz. Und noch einmal: können wir ihn meistern, aus Gräbern Garben reifen lassen?

Unsere Trauer, unser Leid ist in erster Linie der Schmerz der Einzelnen. Für mich reden zunächst nicht die Gräber, sondern das Grab; das eine, vielleicht auch mehr; meine Toten jedenfalls. Darum muß auch der Wille, den Schmerz zu meistern, zuerst im Einzelnen entstehen. Für den, der leidet, ist der Gedanke, den Schmerz durch Lust zu überwinden, entehrend. Die Folgerung: Soviel habt ihr leiden müssen, nun haltet euch aber auch schadlos!, mit der eine gewinnsüchtige Possengesellschaft den heimkehrenden Krieger so oft überfällt, versagt gegenüber der Majestät des Leides. Die Majestät des Schmerzes beugt sich nur ihrer Schwester, der Arbeit. Indem wir die Berufung zur Arbeit aus der Berufung zum Schmerz hervorgehen lassen, wird sie uns heilig wie dieser; und indem wir das zu Schaffende im Blick auf das gestalten, für das unsere Toten starben, wird unsere Arbeit ihr Vermächtnis. Dies Vermächtnis stellt uns einzelne eng zusammen, verbindet uns alle in einer Liebe, die heißt: Vaterland! Für das Heiligtum, für das unsere Toten starben, müssen wir leben. So keimt aus Gräbern junge Saat.

Freilich, die Tiefe, aus der dieser aus dem Schmerz entstehende Wille, der für die anderen leben will, sich erwachend löst, diese Tiefe ist damit noch nicht erschürft. Der schmerzgeborene Wille bleibt ungeboren, die einander verbindende Liebe bleibt ungewollt oder verlöscht wie erkaltende Glut, solange



Totenfest 1916: Ein Kriegergrab in der Dolomiteneinsamkeit.

uns das Vertrauen fehlt, daß der, der uns den Schmerz sandte, ihn darum sandte, weil er uns mit seiner Liebe umfaßt. Nicht den Schmerz zu vergessen, sondern ihn zu meistern gilt es. Diese Meisterschaft wurzelt im religiösen Erlebnis. Ohne den Gottesgedanken bleibt die Forderung, über den Schmerz hinauszuwachsen, fruchtlos.

Wenn nun so die Überwindung meines Schmerzes, die Geburt meines neuen Willens im tiefsten Grunde unabhängig ist von dem Willen der anderen, so ist doch das Leben um mich her nicht ohne Einfluß auf das neu erwachende Leben in mir. Mich tröstet es, mich versöhnt es mit meinem Schmerz, wenn auch die anderen, wenn die Gesamtheit die Forderungen bejaht, die die Toten predigen, wenn auch die anderen die Sprache der Gräber verstehen.

Und wiederum empfange ich einen starken Antrieb zur Überwindung des Schmerzes in der Arbeit der Liebe durch das Bewußtsein, daß ja eben nicht bloß mein Grab draußen im fremden Land liegt, nicht bloß meine Toten reden, sondern sie alle da draußen. So gehöre also auch ich mit meinem Schmerz für den leidenden Nächsten neben mir zu den „anderen“; so kann ihm aus meiner Lebenshaltung Trost kommen oder neue Trauer. Ich stehe damit nicht mehr da als Einzelwesen, rede nicht mehr in der ersten Person von meinem Schmerz und meiner Trauer; aus dem „Ich“ wird auch hier ein verantwortungsvolles „Wir“.

„Wir“, das heißt nun: die Trauernden, gemeinsam mit denen, denen das blutige Opfern bisher erspart blieb, stehen alle am Grab der fordernden Toten. Und damit sie ruhen in Frieden, wollen wir aufstehen zum Kampf, zur Tat. Wollen wachen und wirken, daß unser Volk es fasse, wofür sie gefallen. Und es fest und sicher halte. Und mehre. Nach außen und mehr noch: nach innen. Unabhängig! Frei! Dann reifen Garben aus den Gräbern.

Wenn sie nicht reiften, so bedeutete das Schuld für uns. Bis unser ganzes Volksleben durchdrungen ist vom Bewußtsein der Verantwortung für dies Vermächtnis der Gräber, stehen wir im Kampf. Heute schon. Morgen erst recht. Denn

Ein Prinzengrab an einem Bauernhaus: Generalleutnant Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen, der jüngste Bruder des regierenden Herzogs, wurde wenige Wochen nach Beginn des Weltkriegs vor Namur durch einen Granatschuß getötet. An einem Bauernhaus in Tarcienne befindet sich das schlichte Grab des deutschen Prinzen, der sein Leben für sein Vaterland gab.

alles ruft uns zu den Waffen. Doch ein Waffenhandwerk müssen wir lernen, das keine neuen Gräber schafft, sondern neues Leben. Dieses mit Waffen des Geistes dem Vaterland zu erkämpfen, in hartem Ringen die Lebenshaltung zu prägen, die solcher Opfer wert ist, das sei das Ziel! Auf dem Heimweg von den Gräbern unserer Toten muß uns das Auge schärfer sein als sonst und das Urteil mannhafter als je. Wir müssen die Kräfte erkennen, die zerstören und nicht bauen, mitten in unserem Volk, mitten zwischen den Gräbern, und müssen den Mut finden, ihre Vernichtung zu wollen. Neugestaltung planen wir im Innern. Neugestaltung des Innersten! Für dies Ziel haben wir zu kämpfen; entweder wir haben den Mut zum Vernichtungskampf gegen unsere eigenen Fehler, und versteckten sie sich hundertmal hinter erlogene Rechte der Persönlichkeit, oder — wir haben keine Liebe!

Gräber und Garben! Noch liegt manches Feld unbestellt, brach, oder von Dornen und Disteln überwuchert. Wann endlich reift uns Deutschlands Ernte!? Predigen die Gräber noch nicht laut genug? Ihre Stimme wächst Tag um Tag. Jede Stunde bringt neue Kreuze, neue Gräber.

„Jetzt eben, denk' dran!
Auf den weiten, weiten Kampfesfeldern,
In Schützengräben und in den Wäldern
Manch einer läßt sein Leben . . .
Jetzt eben!

Nicht jammern, mein Freund!
Laß aus den Gräbern Garben erstehen!
Du reife! Du wachse! Du lebe auf Höhen!
Was noch lebt, dem gebiert der Tod das Leben
Jetzt eben!"

(Fr. Ulmar.)

Der Krieg in Rumänien.

1. Die Ereignisse bis zum Beginn der Einbruchskämpfe.

Von Major Franz Carl Endres.

Die rumänische Kriegserklärung an Österreich-Ungarn, die in engem Zusammenhang mit der italienischen Kriegserklärung an das Deutsche Reich stand, mag wohl den Charakter einer politischen Überraschung für die Mittemächte gehabt haben. Militärisch war sie keine Überraschung. Im Gegenteil, es vergingen nur ganz wenige Tage, da war der überraschte Teil zweifellos Rumänien.

Der ursprüngliche rumänische Operationsplan zielte darauf hin, auf einer breiten Front von rund 450 km mit der Masse des Heeres in Siebenbürgen einzufallen, was durch die eigentümliche Gestaltung der Siebenbürger Grenze gleichzeitig zu einer außerordentlich wirksamen Umfassung der diesen Südostzipfel der österreichisch-ungarischen Monarchie verteidigenden Truppen führen mußte. In allererster Linie stand den Rumänen der politische Erfolg, durch die Eroberung von Siebenbürgen ein Kompensationsobjekt zu gewinnen. Erst im weiteren Verlauf dachten sie wohl an eine gemeinschaftliche Operation mit den die Ostkarpathen berennenden Russen. Eine verhältnismäßig kleine Armee sollte währenddessen in der Dobrudscha das Herankommen stärkerer russischer Kräfte abwarten und mit diesen zusammen dann entweder die Dobrudscha verteidigen oder auch eine Art Nebenoffensive nach Bulgarien hineintragen, dessen Kräfte man von Sarrail ganz in Anspruch genommen wähnte.

Der aus den verschiedensten Gründen strategisch fehlerhafte Gedanke des ersten rumänischen Aufmarsches wurde sehr bald durch die deutsche Oberste Heeresleitung bestraft. Zwar gelang es den



Deutsche Grabpflege in Feindesland. Die Gräber der deutschen Männer, die in der weiten Welt für ihr Vaterland starben, werden, soweit es die Kriegsverhältnisse gestatten, pietätvoll gepflegt, und die vielen Friedhöfe auf allen Kriegsschauplätzen sind beredte Zeugen dafür, daß die Toten nicht vergessen werden. Unsere Aufnahme zeigt einen Friedhof an der Straße von Laon nach Reims. Hier ruhen sächsische Grenadiere, und ihre Kameraden haben mit einfachen Mitteln den vom Weltkrieg umbrandeten Ruheplatz der Toten zu einer Stätte des Friedens ausgestaltet.

Rumänen, in Siebenbürgen einzubrechen und die österreichisch-ungarischen Grenztruppen, die sich bei ihrer außerordentlichen Schwäche nur auf Beobachtung des feindlichen Anmarsches beschränken konnten, weit ins Land zurückzuwerfen. Im Laufe des Septembers gelangten die einbrechenden rumänischen Armeen von Osten her bis nahe an die Linie Szaß-Regen—Schäßburg, die von Süden einbrechende zweite und erste rumänische Armee erreichte etwa die Linie Gegend nördlich Fogaras—Hermannstadt—Hatszeg, während eine abgesonderte Gruppe im Donautal gegen Orsova—Herkulesbad operierte.

Wie ein Ungewitter brauste aber gleich in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung die von der deutschen Obersten Heeresleitung vorbereitete Offensive Mackensens über die rumänische Dobrudschagrenze vor. Mackensen hatte deutsche, bulgarische und türkische Truppen unter seinem Oberbefehl. Nachdem am 30. August die türkische, am 1. September die bulgarische Kriegserklärung an Rumänien erfolgt war, überschritt Mackensen schon am 2. September unter Zurückwerfung des rumänischen Grenzschutzes die Dobrudschagrenze. Von diesem Augenblick an war die Initiative in den Händen der deutschen Obersten Heeresleitung und zwang im weiteren Verlauf der Geschehnisse die rumänische Heeresleitung zu Umgruppierungen ihrer Kräfte, die dann Anfang Oktober, ohne in der Dobrudscha helfen zu können, dazu führten, daß die Rumänen auch in Siebenbürgen der sich hier später entwickelnden deutschen Offensive nicht gewachsen waren. Der rumänische Krieg bis zum Beginn der Einbruchskämpfe ist eines der lehrreichsten Beispiele dafür, wie falsche strategische Grundlagen sich rächen und wie es in der Strategie in allererster Linie darauf ankommt, die Initiative der Handlung selbst zu haben und nicht in die Hände des Feindes gleiten zu lassen. Schon am 6. September war der



Ein deutscher Offiziersbeobachtungsstand auf dem westlichen Kriegsschauplatz.



Ein österreichisch-ungarischer Fliegerbeobachtungsstand.

linke Flügel Mackensens im Besitz des befestigten Brückenkopfes Tutrakan und damit von 25000 Gefangenen, 100 modernen Geschützen und einer enormen Masse von Material und Waffen aller Art. Währenddessen hatte sich am rechten Flügel Mackensens bei Dobritsch eine Schlacht gegen russisch-rumänisch-serbische Truppen entwickelt, die sehr bald zu einem Siege Mackensens führte. An der Küste besetzten die Bulgaren die für russische Landungen in Betracht kommenden Städte und Punkte und machten an ihrem linken Flügel bis zum 9. September einen gewaltigen Sprung, indem sie hier die Festung Silistria einnahmen.

Gegen den 13. September verdichtete sich der russisch-rumänische Widerstand in der Linie Oltinasee—Parachioi—Aptaat—Musubei—Tschifutkujusu—Kara Omer. Hier standen, teilweise schon aus Siebenbürgen abtransportiert, 4 rumänische, 1 russische, 1 russisch-serbische Infanteriedivision und 3 russische Kavalleriedivisionen. Aber schon bis zum 16. hatte Mackensen den Feind aus seiner Stellung gedrängt und verfolgte ihn bis in eine vorbereitete Stellung in der allgemeinen Linie Rasova—Cobadinu—Tuzla. Hier konnte sich der Feind halten und durch weiter herantransportierte starke Kräfte sogar teilweise zur taktischen Offensive übergehen. Er befand sich hier in einer Schutzstellung für die außerordentlich wichtige Bahnlinie Cernavoda—Konstantza, die für Rumänien die einzige Verbindung mit dem Schwarzen Meer bildete. Noch während der sich hier abspielenden Kämpfe gelang es deutschen Luftwaffen, die große Brücke von Cernavoda derartig zu beschädigen, daß sie für den Herantransport von feindlichen Truppen und Munitionsvorräten nicht mehr in Frage kam.

Ein verzweifelter Versuch der Rumänen, bei Rahovo die Donau zu überschreiten, um gegen die rückwärtigen Verbindungen Mackensens zu operieren, endete

Winter auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz. Ungarisches Fotopressebüro.

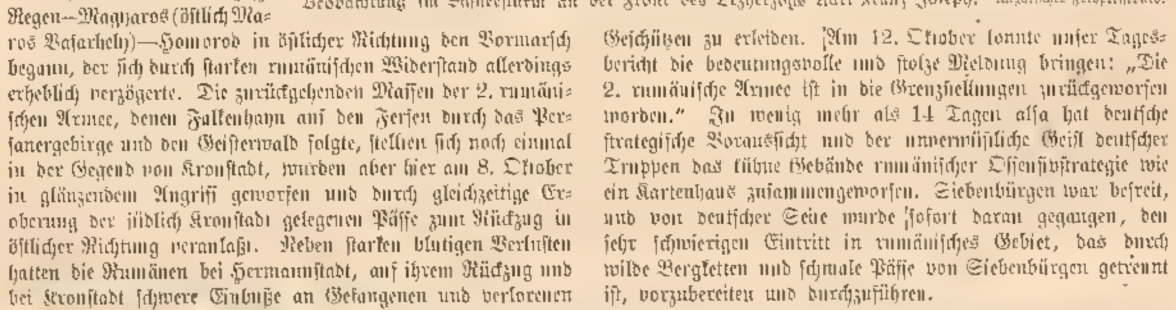
mit der Vernichtung der über den Strom gegangenen rumänischen Teile. In den Operatianen Mackensens trat nunmehr eine bis zum 18. Oktober währende Operationspause ein, während der die sorgfältigsten Vorbereitungen für den schwierigen Angriff gegen die befestigte feindliche Stellung getroffen wurden. Mackensen hatte bis dahin das erreicht, daß die Russen und Rumänen in der Dabrudscha endgültig in die strategische Defensive gedrängt waren.

In diese Pause fällt nun aber die strategische Offensive der zweiten gegen Rumänien in Verwendung kommenden deutschen Gruppe unter General v. Falkenhayn, die auch der rumänischen Offensive in Siebenbürgen ein rasches Ende bereiten sollte. Während die rumänischen Einbruchsarmeen, beeinflußt van den Ereignissen in der Dobrudscha, in der am Anfang unseres Artikels gekennzeichneten Linie in Siebenbürgen so gut wie stehen blieben, sammelte sich eine deutsche Armee (Falkenhayn) nördlich van Hermannstadt, während eine österreichisch-ungarische Armee unter General Arz sich etwa in der Gegend von Maros Vasarhely—Schäßburg für den Beginn einer Offensive zusammenstellte. Mit einem Akt taktischer Überraschung begann Falkenhayn die Operationen gegen den rechten Flügel der 1. rumänischen Armee, der die Höhen südlich und östlich Hermannstadt besetzt hatte. Während der deutsche General, zu beiden Seiten van Hermannstadt vordringend, den Feind in Richtung auf den Roten-Turmpaß zurückwarf, hatten bayerische Truppen, in tagelang währender Umgehung auf Saumpfaden und durch wilde Gebirgsschluchten vardringend, im Rücken der rumänischen Armeegruppe diesen Paß schon erreicht und empfingen den zurückflutenden Feind. Völlige Vernichtung der rumänischen Hermannstadtgruppe war die Folge, während die Bayern in hartnäckigstem Widerstand sich auch gegen rumänische Angriffe wehren mußten, die von Süden her, um den Paß zu öffnen, gegen sie gerichtet waren.



Vom Kriegsschauplatz an der Südgrenze der Bukowina: Ein deutsches Feldlazarett auf einer Paßhöhe in den Waldkarpathen. Kilophot, Wien.



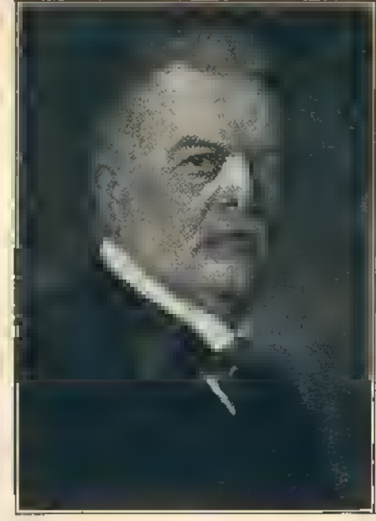


Beobachtung im Schneesturm an der Front des Erzherzogs Karl Franz Joseph. Ungarisches Fotopressebüro.

Die 2. rumänische Armee, die in der allgemeinen Linie Szekely-Udvarhely—Fogaras stand und schon zu einem Angriff gegen Falkenhayn ansetzte, wurde durch diesen deutschen Erfolg bei Hermannstadt ebenfalls völlig überrascht. Diese Überraschung wurde womöglich noch übertroffen durch die Tatsache, daß Falkenhayn sofort nach seinem Erfolg bei Hermannstadt sich nach Osten wandte und selbst den linken Flügel der 2. rumänischen Armee angriff. Schon am 3. Oktober erreicht die deutsche Offensive Fogaras. Am 4. Oktober beginnt der Rückzug der 2. rumänischen Armee, die in Anbetracht der Gesamtlage auf weitere operative Erfolge nicht mehr rechnen konnte. An diesem Tage setzt sich auch die Armee Arz in Bewegung, indem sie aus der Linie Szasz-Regen—Magyaros (östlich Maros Vasarhely)—Homorod in östlicher Richtung den Vormarsch begann, der sich durch starken rumänischen Widerstand allerdings erheblich verzögerte. Die zurückgehenden Massen der 2. rumänischen Armee, denen Falkenhayn auf den Fersen durch das Persanergebirge und den Geisterwald folgte, stellten sich noch einmal in der Gegend von Kronstadt, wurden aber hier am 8. Oktober in glänzendem Angriff geworfen und durch gleichzeitige Eroberung der südlich Kronstadt gelegenen Pässe zum Rückzug in östlicher Richtung veranlaßt. Neben starken blutigen Verlusten hatten die Rumänen bei Hermannstadt, auf ihrem Rückzug und bei Kronstadt schwere Einbuße an Gefangenen und verlorenen Geschützen zu erleiden. Am 12. Oktober konnte unser Tagesbericht die bedeutungsvolle und stolze Meldung bringen: „Die 2. rumänische Armee ist in die Grenzstellungen zurückgeworfen worden.“ In wenig mehr als 14 Tagen alsa hat deutsche strategische Voraussicht und der unverwüstliche Geist deutscher Truppen das kühne Gebäude rumänischer Offensivstrategie wie ein Kartenhaus zusammengeworfen. Siebenbürgen war befreit, und von deutscher Seite wurde sofort daran gegangen, den sehr schwierigen Eintritt in rumänisches Gebiet, das durch wilde Bergketten und schmale Pässe von Siebenbürgen getrennt ist, vorzubereiten und durchzuführen.



Honvedfeldartillerie in den Siebenbürger Grenzbergen. Kilophot, Wien.



Dr. Kurt Sorge, Direktor der Gruson-Werke in Magdeburg, wurde zum technischen Chef des Stabes des neuen deutschen Kriegsamts berufen. Er ist dem militärischen Chef General Gröner gleichgestellt, dessen Bildnis wir bereits im vorletzten Heft brachten. Das neue Kriegsamt wird die gesamte Industrie und alle in der Heimat brachliegenden Arbeitskräfte durch eine Arbeitspflicht für Kriegszwecke zusammenfassen. Mit der Lösung dieser großen Aufgabe wurde ein Großindustrieller von reichen wirtschaftlichen und technischen Erfahrungen betraut, der die erforderliche Vorbildung für das zur Erringung des Siegs überaus wichtige Amt besitzt und zugleich durch das Vertrauen der Großindustrie gestützt wird. Hofphot. Nikola Perscheid.



Heinrich Leonhard v. Tschirschky und Bögendorff, der langjährige deutsche Botschafter in Wien, starb im Alter von 61 Jahren. Sein Tod inmitten des Weltkriegs ist ein schwerer Verlust für die verbündeten Kaiserreiche, deren enge und gute Beziehungen zu pflegen seine vornehmste Aufgabe war. Er hatte diesen bedeutungsvollen Posten seit Oktober 1907 inne. 1855 in Hosterwitz bei Dresden geboren, trat er 1883 in den diplomatischen Dienst ein. Er wirkte in Athen, Konstantinopel, Teheran, Petersburg, Luxemburg und Hamburg und wurde 1906 zum Staatssekretär des Auswärtigen Amts ernannt. In seine Wiener Tätigkeit fielen politische Probleme von schwerwiegendster Bedeutung. Hofphot. E. Bieber.



Heinrich Teweles, Direktor des Deutschen Landestheaters in Prag, beging am 13. November seinen 60. Geburtstag. Er stammt aus Prag, wo er lange Jahre als Schriftleiter bei der Tagespresse wirkte. 1910 übernahm er als Nachfolger Angelo Neumanns die Leitung des Deutschen Landestheaters, und er erwies sich als der richtige Mann, um die altberühmte Kunstanstalt unter schwierigen Verhältnissen sowohl auf dem Gebiete der Oper als auch des Schauspiels auf der Höhe zu erhalten. Neben diesen Verdiensten hat Teweles auch als dramatischer und novellistischer Schriftsteller seinen Namen bekannt gemacht, und mehrere seiner Schöpfungen haben in Reclams Univ.-Bibl. Aufnahme gefunden. Phot. J. F. Langhans, Prag.

Die Chronik des Weltkrieges.

12. November. Nördlich der Somme griffen die Franzosen zu beiden Seiten von Sailly-Saillisel am Nachmittag mit starken Kräften an, wurden aber abgewiesen; der Ostrand des Dorfes war in deutschen Händen. — Auf der Front der Heeresgruppe Kronprinz scheiterte ein nach Artillerievorbereitung erfolgender französischer Vorstoß nördlich der Doller im Ober-Elsaß. — Im Gyergyogebirge, im nordöstlichen Siebenbürgen, erstürmten deutsche und österreichisch-ungarische Truppen nördlich von Hollo den Berg Bitca Arsurilor; den von den Verbündeten errungenen Geländegewinn versuchten die Russen in mehrmaligen Angriffen dort, auf den Höhen östlich von Belbor und auf dem Ostufer der Putna vergeblich streitig zu machen. In der Walachei warfen im Nordwesten von Campulung deutsche und österreichisch-ungarische Abteilungen die Rumänen aus dem zähe verteidigten Orte Candesti. Über den



Deutscher Doppeldecker in einer Fliegerstation auf dem ägyptischen Kriegsschauplatz. Phot. Leipziger Presse-Bureau.

Kriegsschauplatz nördlich von Campulung schreibt der Sonderberichterstatter der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“: Besonders schwere Kämpfe spielen sich in den Bergen westlich des Törzburger Passes ab, die zum System des Fogaraser Alpenstocks gehören, welch letzterer seinerseits für unüberschreitbar gilt. Die Höhen, die dabei in ermüdendster Wiederholung zu überwinden sind, wechseln zwischen 800 und 1300 Metern. Zwischen diesen Höhen liegen tiefeingeschnittene, von Wildbächen durchströmte Schluchten. Über sie hinweg müssen Infanterie und Haubitzbatterie ihren Weg suchen. Die Schwierigkeiten des Munitionsersatzes, der Ernährung der Truppen und der Abbringung der Verwundeten sind gewaltig. Der infanteristische Widerstand des Feindes ist zäh und auch sein artilleristischer nicht unwirksam. Neben Bayern und Ungarn sind namentlich Hessen, Frankfurter und Badenser an den Kämpfen am Törzburger Paß beteiligt. — Von der Dobrudschafront wird gemeldet, daß Cernavoda vom linken Ufer der Donau her erfolglos beschossen worden ist und daß längs der Donau gegen den linken Flügel der deutsch-bulgarisch-türkischen Stellungen in der nördlichen Dobrudscha vorfühlende Abteilungen vertrieben wurden. — In Mazedonien sind die deutsch-bulgarischen Stellungen gegen verlustreiche Angriffe des Feindes bei Lazec und Kenali und nordöstlich von Brod restlos behauptet worden. — In der Nacht zum 11. November stießen deutsche Torpedobootsstreitkräfte in den Finnischen Meerbusen bis Baltischport westlich Reval vor und beschossen die Hafenanlagen dieses russischen Stützpunktes wirksam. — Der langjährige Gesandte Chinas in den Vereinigten Staaten von Amerika, Wutingfang, wurde zum Minister des Auswärtigen ernannt, offenbar in der Absicht, die amerikanischen Beziehungen des schon von Yuanschikai sehr geschätzten Diplomaten den politischen Interessen Chinas nutzbar zu machen.



Henryk Sienkiewicz, der polnische Nationaldichter, starb in Vevey in der Schweiz im Alter von 70 Jahren. Er hat sich durch seine großen historischen Romane, in denen er Polens Vergangenheit behandelte, die Liebe des polnischen Volkes errungen. Weltbekannt wurde er durch seinen Roman Quo vadis?, der neben einer Reihe seiner besten Schöpfungen in Reclams Universal-Bibliothek erschienen ist.

13. November. Zu beiden Seiten der Ancre spielten sich erbitterte Kämpfe ab. Durch konzentrisches Feuer schwerster Kaliber vorbereitet, erfolgten gegen die im Winkel nach Südwesten vorspringenden deutschen Stellungen starke englische Angriffe, bei denen es dem Gegner gelang, die deutschen Truppen aus Beaumont-Hamel nördlich und aus Saint-Pierre-Divion südlich der Ancre mit den seitlichen Anschlußlinien in eine vorbereitete Riegelstellung zurückzudrücken. Die Verluste der Engländer waren beträchtlich, die unsrigen bei der zähen Verteidigung erheblich. Auf der Front von östlich Hébuterne bis südlich Grandcourt wurden die Engländer durch Gegenstöße überall da wieder hinausgeworfen, wo sie eingedrungen waren. — Erzherzog Karl Franz Joseph wurde zum Generalobersten und Großadmiral, Erzherzog Joseph zum Generalobersten ernannt. — Die österreichisch-ungarischen Monitore brachten nach Feuergefecht vom



Die Königin Maria von Rumänien, geb. Prinzessin von Großbritannien und Irland, eine der Hauptschuldigen an dem rumänischen Kriegsunglück, zeigt jetzt tiefstes Mitleid mit dem Ergehen ihres Volkes. Unsere der englischen Zeitschrift „The Sphere“ entnommene Abbildung stellt die Königin in malerischer Krankenpflegerinnentracht beim Besuch rumänischer Lazarette dar, begleitet von einem ihrer Söhne, dem Prinzen Nikolaus, der die englische Pfadfinderuniform trägt. Er ist das vierte Kind der Königin und steht im 16. Lebensjahr.

 Das Bibliothekzimmer des deutschen Reichskanzlers im Kanzlergebäude in Berlin. 



Zum 60. Geburtstag des deutschen Reichskanzlers: Das Arbeitszimmer im Berliner Reichskanzlergebäude. Aufgenommen Mitte November von A. Grohs.



Der deutsche Reichskanzler mit seiner Tochter, Gräfin Zech, und seinem Sohn. Sein anderer Sohn fiel bald nach Kriegsausbruch, und wenige Monate vorher, im Mai 1914, wurde ihm seine Gemahlin, mit der ihn die untenstehende Aufnahme zeigt, durch den Tod entrissen.



Der deutsche Reichskanzler Theobald v. Bethmann-Hollweg,

der verantwortliche Leiter der deutschen Politik im Weltkrieg, beging am 29. November seinen 60. Geburtstag. Phot. Hänse Herrmann.

rumänischen Donauufer bei Giurgiu 7 Schleppkähne, davon 5 beladen, ein. — Im Monat Oktober büßten unsere Gegner im Westen, Osten und auf dem Balkan 104 Flugzeuge ein, davon im Luftkampf 83, durch Abschuß von der Erde 15, durch unfreiwillige Landung hinter unseren Linien 6. In unserem Besitz befinden sich 60 feindliche Flugzeuge, jenseits der Linien sind 44 erkennbar abgestürzt. Auf deutscher Seite betrug der Verlust 17 Flugzeuge. — Der deutsche Generalgouverneur in Warschau erließ eine Verordnung, die die Bildung eines aus Wahlen hervorgehenden Staatsrats im Königreich Polen anbahnt. Die Teilnahme der in österreichischer Verwaltung stehenden Gebietsteile Polens an dem Staatsrat wird noch durch Vereinbarungen mit den österreichisch-ungarischen Behörden geregelt werden.

14. November. An diesem Großkampftage griffen die Engländer mit starken Massen erneut nördlich der Ancre und mehrmals zwischen Le Sars und Gueudecourt an. Sie nahmen das Dorf Beaucourt auf dem rechten Ufer der Ancre, da wo dieser Fluß aus der westlichen in entschieden südliche Richtung übergeht; an allen anderen Punkten der breiten Angriffsfronten brach die Wucht des gegnerischen Ansturms verlustreich vor den deutschen Stellungen zusammen, wobei sich besonders hervortaten das 3. Magdeburgische Infanterieregiment Nr. 66, das 8. Badische Infanterieregiment Nr. 169 sowie die Regimenter der 4. Garde-Infanteriedivision. Angriffe der Franzosen zur Gewinnung des Waldes Saint-Pierre-Vaast endeten in blutiger Niederlage des Gegners, der hier mit starkem Kräfteeinsatz vorgegangen war. — In Galizien scheiterten wütende russische Angriffe zur Rückeroberung der von den Verbündeten gewonnenen feindlichen Stellungen auf dem östlichen Ufer der Narajowka westlich von Folw. Krasnolesie. — In den für die Verbündeten erfolgreichen Wald- und Gebirgskämpfen längs der in die Walachei führenden Straßen wurden allein am 14. 1823 Rumänen, darunter 23 Offiziere, zu Gefangenen gemacht und 4 Geschütze und mehrere Maschinengewehre erbeutet. — Östlich von Görz wurden bei Wegnahme von Gräben der Italiener am 14. und 15. 540 Mann gefangen genommen und 9 Maschinengewehre erbeutet. — Ein deutsches Unterseeboot versenkte durch Torpedoschuß am 5. November 80 Seemeilen von Malta einen feindlichen Transportdampfer von 12000 Tonnen, der von Zerstörern und Fischdampfern geleitet war. — In Österreich wurde ein mit weitgehenden Befugnissen ausgestattetes selbständiges Amt für die Volksernährung errichtet und zu dessen Präsidenten vom Kaiser der Finanzdirektor Oskar Kokstein ernannt. — Die Thronrede, mit der der Sultan das türkische Parlament eröffnete, wies auf die osmanischen Siege an den Dardanellen, bei Kut el Amara und in Persien hin, wo türkische Soldaten Kermanschah und Hamadan von den Russen befreit haben und sich Teheran nähern; die in Yemen kämpfenden Truppen haben die englische Armee bis ins Gebiet von Aden zurückgeschlagen; die Krieger in Tripolis, die von türkischen Offizieren geführt werden, bringen den Feinden Niederlagen bei. Schließlich würdigte die Thronrede die Tapferkeit der osmanischen Krieger in der Dobrudscha und Galizien.

15. November. Angesichts der wachsenden Bedeutung des Luftkrieges wurden die gesamten Luftkampf- und Luftabwehrmittel des deutschen Heeres im Felde und in der Heimat einem Kommandierenden General der Luftstreitkräfte übertragen; mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Kommandierenden Generals der Luftstreitkräfte wurde Generalleutnant v. Hoeppner beauftragt. — Teilvorstöße der Engländer an der Straße Mailly—Serre sowie östlich und südöstlich von Beaumont scheiterten im Handgranatenkampf, stärkere Angriffe gegen Grandcourt brachen im deutschen Feuer zusammen. Den Franzosen wurde in hartem Häuserkampf der östliche Teil von Saillisel entrissen. Abends stürmte das Hannoversche Füsilierregiment Nr. 73 zähe verteidigte französische Gräben am Nordrand des Waldes Saint-Pierre-Vaast, wobei 8 Offiziere, 324 Mann und 5 Maschinengewehre in die Hände der Deutschen gerieten. — Der deutsche Botschafter in Wien, Heinrich v. Tschirschky und Bögendorff, starb plötzlich in einem Sanatorium, wo er Heilung von einem inneren Leiden gesucht hatte (siehe Bildnis S. 538). — In Petersburg wurde die Duma eröffnet. — In Archangelsk flogen durch Explosion 7 Munitionsdampfer in die Luft, wodurch ein sehr großer Teil der Hafenanlagen in Brand geriet. 37 Speicher wurden dem Erdboden gleichgemacht.

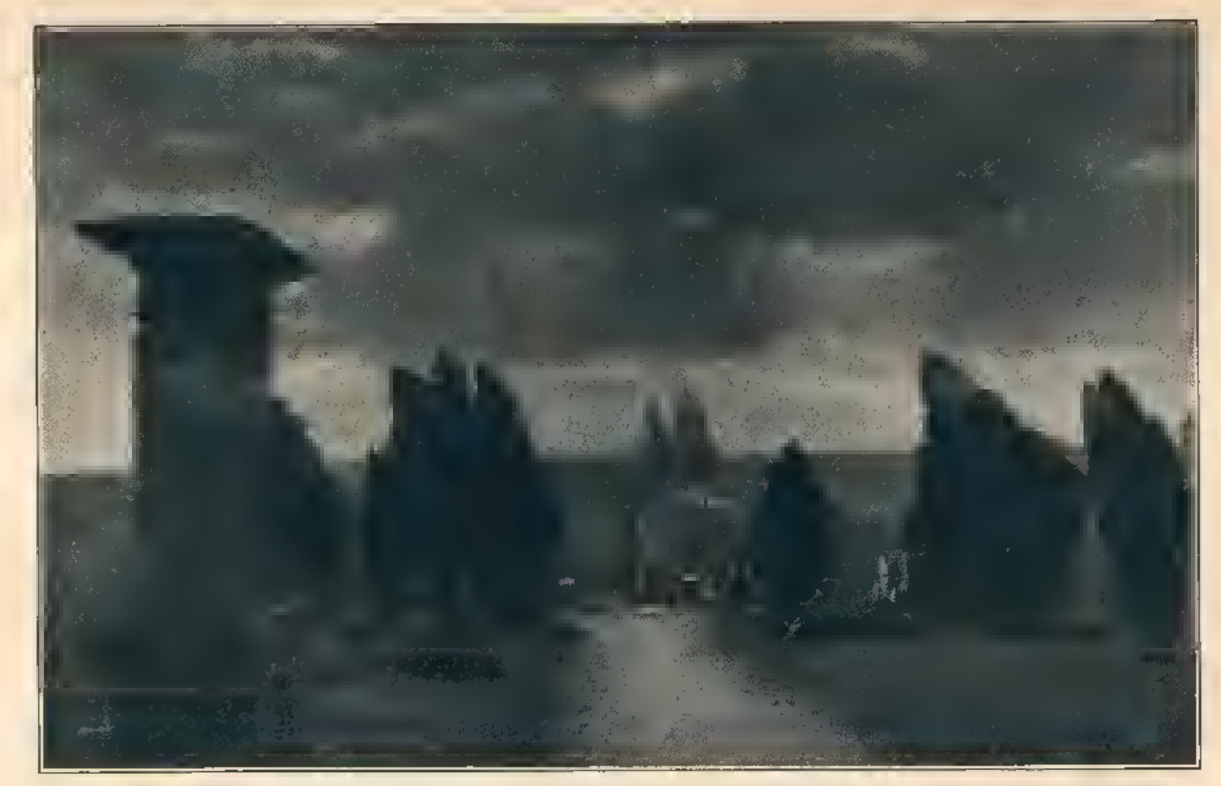
16. November. Nördlich der Somme erfolgte gegen Abend ein englischer Angriff bei Beaucourt, dessen Vorbereitungsfeuer auch auf das südliche Ufer der Ancre übergriff. Dieser Angriff scheiterte ebenso wie ein solcher im Westen von Le Sars während der Nacht zum 17. Am Wege Flers—Thilloy wurden durch das Garde-Grenadierregiment Nr. 5 bei Säuberung eines Engländernestes 5 Maschinengewehre erbeutet. Französische Vorstöße beiderseits von Sailly-Saillisel scheiterten wie schon am 13. so auch am 16. — In der Bukowina scheiterte nordöstlich Jakobeny in den verschneiten Waldkarpathen am 13. ein russischer Vorstoß. — An der Ostfront Siebenbürgens scheiterten am 15. östlich des Putnatales starke Angriffe der Russen, die hier zähen Widerstand leisten. Am Oitozpaß hatten vom 12. bis 15. rumänische Vorstöße keinen Erfolg. An der Grenze östlich von Kézdi Vásárhely erstürmte am 16. das oft erprobte bayerische Reserve-Infanterieregiment Nr. 19 den Gipfel des Runcul und behauptete ihn gegen starke Angriffe. Westlich der Predealstraße an der Südfront Siebenbürgens brachen gleichfalls am 16. deutsche und österreichisch-ungarische Truppen in die rumänische Stellung ein. Die unter Generalleutnant Krafft v. Dellmensingen südlich des Roten-Turmpasses vordringenden Truppen nahmen am 16. zehn Offiziere und über 1500 Mann gefangen. Nach Meldung der Truppen beteiligt sich die rumänische Bevölkerung am Kampfe. Bei Orsova wurde das rechte Ufer der Cerna vom Feinde gesäubert. — Den heftigen Angriffen der Franzosen in der Ebene von Monastir haben die bulgarischen Truppen unverrückt standgehalten, dagegen gelang es dem Gegner am 14. im Cerna-Bogen einige Höhen zu nehmen, weshalb die deutsch-bulgarische Verteidigung dort zurückverlegt wurde, um Flankenwirkung gegen die Talstellungen zu vermeiden. — Feindliche Flugzeuge griffen am 10., in der Nacht zum 11. und in der Nacht zum 12. das Saargebiet an; in Burbach, Dillingen und Saargemünd wurden 3 Einwohner getötet, 5 schwer und 12 leicht verletzt. Dafür warfen deutsche Flugzeuggeschwader in der Nacht zum 11. über 1000 kg Bomben auf Lunéville, Nancy (auch am 15.) und den Flugplatz Malzéville ab. An der Somme belegten deutsche Bombengeschwader in der Nacht zum 11. Bahnhöfe, Munitionslager, Truppenunterkünfte und Flugplätze des Feindes wirkungsvoll mit 6000 kg Bomben. Am 13. bombardierte ein deutsches Marineflugzeug den Luftschiffhafen und Flugplatz Saint-Pol bei Dünkirchen, am 14. deutsche Flieger Bukarest. Österreichisch-ungarische Seeflugzeuggeschwader griffen in der Nacht zum 13. Ponte Lagoscuro und den Bahnhof von Ravenna, in der Nacht zum 14. Doberdo und Seligna, am 14. Ronchi, Vermegliano und wieder Doberdo, am 15. Per La Carnia wirkungsvoll an. Dagegen verursachte am 15. der Angriff feindlicher Flugzeuge auf die Häfen Zeebrügge und Ostende keinerlei militärischen Schaden. — Das preußische Abgeordnetenhaus trat nach etwa halbjähriger Pause wieder zusammen.

17. November. Gegen 1 Uhr mittags erschien über München ein feindlicher Flieger, der 7 Bomben abwarf, die geringen Sachschaden anrichteten, den Verlust von Menschenleben aber nicht zur Folge hatten. Der Flieger flog in westlicher Richtung ab. — Durch kriegerische Ereignisse sind bis Ende September 1916 insgesamt 2180000 Bruttotonnen englischer Handelsschiffe von über 1000 Tonnen verlorengegangen; das bedeutet 10,4 vom Hundert des englischen Gesamttonnengehalts zu Anfang des Krieges.



Im Gebet. Nach einem Gemälde von Hans Best.





Totensonntag.

Es läuten die Totenglocken
Ueber das weite Land;
Sie läuten vom Schwarzen Meere
Bis an der Nordsee Strand;

Sie läuten an Finnlands Küste
Und bis zu der Wüste Glut —
Ueberall floß in Strömen
Der edelsten Helden Blut.

Ueberall wogt von Tränen
Ein unsichtbares Meer;
Es gleiten die Nachen der Träume
Allnächtlich drüber her.

Drin sitzen gebückte Greise
Und Mütter und junge Frauen,
Drin sitzen verhärmte Mädchen,
Wehmütig anzuschauen.

Und alle trägt schmerzvolles Heimweh
Weit über dunkelndes Land,
Bis irgendwo ihre Seele
Einen kleinen Hügel fand.

Dort knieen sie weinend nieder
Und sprechen ein Gebet,
Bis mit den Morgenwinden
Ihr sehnsüchtig Träumen verweht.

Wer zöge heut nicht mit ihnen
Beim Totenglockenklang?
Wem würde von tausend Schmerzen
Heut nicht die Seele bang?

Ihr Toten, ihr teuren Toten,
Die für uns alle ihr starbt,
Die mit eurem heißen Herzblut
Um Deutschlands Ehre ihr warbt:

Ob Woge, ob Erde euch bettet
Zur letzten Traumesruh,
Euch läuten die Heimatglocken
Heut unsere Grüße zu.

Und was ihr dunkles Klingen
Zu eurer Schlummerstatt trägt,
Das ist ein heilig Versprechen,
Das unsere Herzen bewegt:

Ihr Toten am fremden Meere,
Ihr Toten am heimischen Strand,
Ihr seid nicht vergebens gestorben:
Wir halten stand!

C. Kopp.

Wendezeit.



Roman von Karl v. Perfall. (Fortsetzung.)

Indem die alte Gräfin von den Gewohnheiten des Schloßlebens sprach, fand sie Gelegenheit, aus der Vergangenheit zu erzählen, in der sie am Hofe Kaiser Wilhelms I. und auch an dem jetzigen Kaiserhofe verkehrt hatte, und wieder kamen allerlei humoristische Wendungen in Begleitung des kurzen, dunklen Lachens zum Vorschein. Politische Dinge wurden dabei kurz gestreift, aber gleich fügte die offenbar sehr redelustige Dame hinzu: „Um eigentliche Politik habe ich mich nie bekümmert, sondern nur um den politischen Klatsch, wie er eben bei Hof und in der Diplomatie gepflegt wird. Mein Vater war Botschafter in Kopenhagen, Athen und Madrid. Da habe ich schon als junges Ding solchen politischen Klatsch aufgeschnappt. Im übrigen bin ich natürlich konservativ, obwohl das ein bißchen langweilig ist. Bei den Liberalen geht es wohl interessanter zu, aber die sind auch oft schrecklich geschmacklos. Gelesen wird zwar viel bei uns —" sie wies mit leichter Kopfbewegung auf den Tisch —, „aber das besorgt vor allem meine Tochter Elisabeth. Hier und da liest sie mir was vor, damit wir dann etwas zum Streiten haben. Sie ist so etwas von einer verkappten Revolutionärin, wobei sie nicht immer unrecht hat. Ich darf es nur nicht zugeben."

„So schlimm ist es gar nicht," sagte jetzt Gräfin Elisabeth. „Der Herr Doktor könnte mich etwa gar für eine moderne Frauenrechtlerin oder dergleichen halten. Ich höre und lese allerdings gern auch andere Ansichten, als die in unseren Kreisen feststehenden, und habe dabei auch gefunden, daß wir in recht vielen Dingen lernen könnten und sollten. Das bestreitet ja auch Mama nicht, aber bei ihr gibt es gewisse Gefühlssachen, an die sie nicht rühren läßt."

„Nein, das lasse ich auch nicht," warf jetzt die alte Gräfin ein. „Ohne die Pietät für Traditionen wird das Leben farb- und stillos, und mit dem bloßen Verstande mag ich nicht leben, selbst wenn es in einem oder dem anderen Falle das Richtigere wäre."

Karl Reisschneider bemerkte jetzt: „Es gibt auch keine rechte Kultur ohne die Ehrfurcht vor dem Erlebten. Was völlig sinnlos für unsere Zeit geworden ist, soll man als tot begraben, aber noch grünende Bäume soll man nicht umhauen."

„Auch nicht, wenn sie die Anlage einer neuen Straße hindern?" fragte Gräfin Elisabeth.

Reisschneider erwiderte: „Vorausgesetzt, daß die neue Straße unumgänglich notwendig ist, kann in vielen Fällen um die Bäume ein kleiner Umweg gemacht werden, und das soll man dann auch tun. Manche Neuerung läßt sich machen, ohne daß man das Alte geradeswegs niederzureißen braucht."

„Sehr richtig, ganz meine Meinung," sagte jetzt die Gräfin-Mutter. „Aber diesen Demokraten ist es mehr um die Lust des Zerstörens zu tun als um das Aufbauen."

„Modesucht und Auslandsnachahmung haben auch großen Anteil an solchen Sünden wider die Pietät," meinte Reisschneider wiederum.

Da sah ihn die Gräfin-Mutter lächelnd an und erwiderte: „Ich bin zwar schon eine alte Frau, habe aber doch die Überzeugung behalten, daß es ohne Mode nun einmal nicht geht. Das ist auch immer so gewesen."

Gräfin Elisabeth fragte: „Sie sind wohl sehr national gesinnt?"

„Ich fühle mich vor allem als Deutscher und sehe die Dinge zunächst von diesem Gesichtspunkt aus an."

Die alte Gräfin mischte sich wieder ein: „Das ist ja sehr hübsch, aber ein bißchen unpraktisch. Man kommt damit nicht immer durch." Dann fragte sie jählings: „Spielen Sie Schach?"

Reisschneider war überzeugt, sie wolle ein ihr unbequem gewordenes Gespräch abschneiden. Er antwortete ganz kurz: „Jawohl, Erlaucht."

Da bewegte sie sich lebhaft auf ihrem Sitze, neigte den Oberkörper etwas vor und sagte: „Das freut mich zu hören, vorausgesetzt, daß Sie ein guter Spieler sind. Ich bin eine Schülerin meines Vaters, und der war ein Meister. Er beherrschte alle Künste des Spieles und löste die schwierigsten Aufgaben der Schachzeitungen. Mein Sohn und meine Tochter haben es von mir gelernt, auch Fräulein Lafour hier — sie wies auf die Gesellschafterin — hat es lernen müssen — aber alle drei sind nicht weit damit gekommen. Ein guter Schachspieler war einmal vor etlichen Jahren hier in der Stadt, aber das war ein ganz unmöglicher Mensch. Das hat mich dann scheu gemacht, jemand außerhalb des Hauses als Schachgenossen zu suchen."

Reisschneider wies in bescheidenem Tone darauf hin, daß er sich auf der Universität viel mit Schach beschäftigt habe und sich wohl imstande fühle, ein Spiel höheren Stiles zu betreiben.

Gräfin Elisabeth sagte heiter: „Dann wäre ja uns allen prächtig geholfen. Die gute Mama ist nämlich nicht angenehm zu haben, wenn man ihr den Sieg gar zu leicht macht. Ich bin zu nervös, ich kann nicht solange mit gespannter Aufmerksamkeit durchhalten."

Die Gräfin-Mutter nahm jetzt wieder das Wort: „Da verabreden wir gleich den Tag für ein Probespiel. Wenn Sie mir nämlich nicht gut genug spielen, sage ich es ganz offen. Haben Sie übermorgen Zeit dazu, so sollen Sie mir zum Tee willkommen sein."

Karl Reisschneider sagte mit einer Verneigung zu, der Graf gab das Zeichen zum Aufbruch, und die Gräfin-Mutter sowohl wie Gräfin Elisabeth reichten dem Archivar mit freundlicher Miene die Hand.

Von diesem Empfange wohlbefriedigt, kam jetzt Reisschneider über das hochmütige Verhalten der jungen regierenden Gräfin leichter hinweg. Anscheinend in der Absicht, diese zu rechtfertigen, sagte der Graf, als sie wieder durch den Park schritten: „Meine Mutter und meine Schwester freuen sich immer sehr, wenn sie sich mit jemand anregend unterhalten können. Meine Frau ist anders. Sie muß erst mit jemand näher bekannt sein, ehe sie zu einer lebhafteren Unterhaltung kommt."

Reisschneider fand, daß auch der Graf selber eine besondere Eigentümlichkeit im Verkehr zeige, denn ihm allein gegenüber war er bisher trotz der immer wieder hervortretenden schwerfälligen Zaghaftigkeit der Sprechweise doch ganz redelustig gewesen. Aber vor der Gattin sowohl wie jetzt wieder bei Mutter und Schwester hatte er sich mit keinem Wort am Gespräch betätigt.

Das Probeschachspiel gestaltete sich zu einem harten Kampfe zweier ernster Schachkenner. Als Reisschneider gegen Ende der ersten Partie einen Zug machte, der der alten Gräfin nicht auf der bisherigen Höhe seiner Kunst zu sein schien, sagte sie: „Wollen Sie mich etwa aus sogenannter Ritterlichkeit das Spiel gewinnen lassen? Das verbitte ich mir. Es wird streng loyal gespielt."

Reisschneider versicherte nachdrücklich, daß er ein Versehen begangen, nicht absichtlich einen schlechten Zug gemacht habe. Die Gräfin verlor das Spiel, aber bei der folgenden Revanche gelang es Reisschneider doch, sie, ohne daß sie sein Verfahren durchschaute, gewinnen zu lassen. Gräfin Elisabeth hatte dem Spiel aufmerksam zugesehen. Beim darauffolgenden Tee erfuhren die Damen auch, daß der Herr Archivar, der in München bei der Artillerie gedient hatte und Reserveleutnant des 1. Feldartillerieregiments war, wie er sich ausdrückte, „leidlich" reiten konnte. Das erregte wiederum Wohlgefallen. Die Gräfin-Mutter war noch immer, obwohl sie vierundfünfzig Jahre zählte, bei ihrer hageren Gestalt eine flotte Reiterin und machte, wenn die Witterung gut war, mit ihrer Tochter ihren regelmäßigen Morgenritt. Da mußte denn ein Pferd aus dem gräflichen Stall für Reisschneider bereit gemacht werden, und auf einem Ritte mit den beiden Damen legte der Schachmeister auch als Reiter eine Probe ab, bei der Meisterschaft nicht in Frage kam, die aber vollauf genügte, ihn als Begleiter tauglich erscheinen zu lassen. Schon in den ersten Tagen wurde er zur gräflichen Tafel geladen. Es waren mehrere der leitenden Angestellten mit ihren Frauen anwesend, und es ging sehr förmlich mit einer leise ironischen Beimischung kleinstädtischer Spießbürgerlichkeit zu.

Die junge Frau Gräfin gab sich ganz als „regierend". Nach der Tafel, ehe der Kaffee gereicht wurde, pflog sie im Vorsaale des Speiseraumes eine Unterhaltung mit den im Halbkreise stehenden Gästen, und dabei trat sie auch an Reisschneider heran, fragte ihn, wie es ihm in der Stadt gefalle, wie er den Zustand des Archivs gefunden habe, und schließlich kam sie auf die Gartenanlagen des Schlosses zu sprechen, denen sie ihre besondere Zuneigung zu widmen schien.

Eine Frage veranlaßte Reisschneider zu antworten, daß er zu seinem Bedauern von Gartenkunst nichts verstehe. Da öffnete sie ihre halbbedeckten Augen, sah ihn voll an und bemerkte mit einem Lächeln, das ihn spöttisch dünkte: „Nun, man kann nicht in allem Bescheid wissen. Als Schachspieler und Reiter haben Sie sich bei Mama hervorragend in Gunst gesetzt."

Schon während der Tafel hatte er bemerkt, daß die Gräfin ihn mehrmals, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, stark fixierte. Auch als sie jetzt das Gespräch abbrach, streifte sie ihn vor dem Weiterschreiten noch einmal mit einem prüfenden Blick.

Der Graf kam jeden Vormittag auf kürzere oder längere Weile ins Archiv, für das er auf Reisschneiders dringenden Antrag noch einen weiteren schönen Raum zur Verfügung gestellt hatte, und beobachtete die gründlichen Umgestaltungsarbeiten. Reisschneider machte da immer wieder neue Entdeckungen wertvoller Urkunden, die in unglaublicher Weise unter allerlei untergeordnetem Kram vergraben waren, und der Graf ließ sich mit gespannter Aufmerksamkeit die Bedeutung dieser Dinge erklären.

Einmal sagte er ganz traurig: „Ich habe ja so wenig gelernt. Vor jemand wie Sie muß ich mich schämen."

Als Reisschneider begütigend meinte, solche Fachstudien seien doch nicht von ihm zu verlangen, sagte er: „Freilich wäre gerade von uns Adligen Studium der Geschichte zu verlangen. Wir lernen kaum das Notwendigste, und von unseren eigenen Familienarchiven verstehen wir nichts, die müssen wir uns von Fremden erklären lassen. Den Stammbaum kennt man so ein bißchen und dazu einige Anekdoten, die von Generation zu Generation weitergeschleppt werden. Auch sonst hat man nichts gelernt, ist nur des Herkommens halber auf der Universität gewesen und wußte mit den Kollegien, auch wenn man hinginging, nichts anzufangen. Ich wäre froh, wenn ich noch ein bißchen was bei Ihnen lernen könnte." — —

Acht Tage später fand ein „intimes" Essen drüben im Witwenpalais statt. Die regierenden Herrschaften nahmen daran teil. Außer Reisschneider war noch ein alter Baron und Oberst a. D. mit seiner Frau geladen, die in der Stadt ein kleines Haus mit Garten bewohnten. Die Gräfin-Mutter war sehr guter Laune und rühmte dem Oberst, mit dem sie viel scherzte, Reisschneider als einen jungen Gelehrten, der sehr anständig zu Pferde sitze, was doch wohl nicht alltäglich sei. Gräfin Elisabeth sprach sehr viel mit ihm, auch der Graf ging heute viel mehr aus sich heraus. Nur seine Gattin war wieder höchst zurückhaltend und richtete außer an Schwiegermutter und Schwägerin manchmal ein Wort an die alte Frau Oberst, das diese mit einem beglückten Lächeln entgegennahm. Reisschneider war scheinbar Luft für sie, und doch machte er wieder die Beobachtung, daß sie ihn, während er mit Gräfin Elisabeth lebhaft plauderte, scharf beobachtete.

Als man nach aufgehobener Tafel sich in der nächsten Umgebung des Palais plaudernd erging, geschah es, daß Gräfin Elisabeth mit Reisschneider auf einige Minuten in einem kleinen Abstand der übrigen Gesellschaft vorausschritt. Diesen Umstand benutzend, sagte sie: „Es freut mich sehr, daß mein Bruder schon jetzt, wo Sie doch noch nicht lange hier sind, soviel Zuneigung für Sie hat. Er sprach mir davon, wie froh er sei, Sie gewonnen zu haben."

Reisschneider verneigte sich leicht. Die Gräfin fuhr fort: „Es ist mir nicht darum zu tun, Ihnen etwas Angenehmes zu sagen, ich wollte Sie vielmehr bitten, diese Stimmung meines Bruders sorgfältig zu pflegen und ihm wirklich ein Freund und Vertrauter zu werden. Er hat so etwas nötig. Sie werden schon bemerkt haben, daß er bis zur Schüchternheit zurückhaltend ist, und doch hat er ein starkes Bedürfnis, sich mitzuteilen und daraus wieder Anregungen zu gewinnen. Ich will ganz offen mit Ihnen sprechen. Er hat als Knabe sehr schwer gelernt und war sehr verschlossen. Seine Erzieher haben mit ihm schwere Arbeit gehabt. Dafür hat er von unserem Vater viel Schelte bekommen und auch von Mama. Aber das hat die Sache, glaube ich, nur schlimmer gemacht. Ich weiß nun, daß er in unseren Kreisen, wahrscheinlich auch bei seinen Beamten, als beschränkt gilt. Das ist er aber gar nicht. Ich kenne ihn genau. Er hat nur zu wenig Selbstvertrauen, fürchtet immer, sich eine Blöße zu geben. Man hat ihn völlig eingeschüchtert. Mama tut es leider jetzt noch, denn wenn er etwas sagt, gibt sie ihm immer zu verstehen, daß sie seine Meinung nicht ernst nimmt. Seine Frau weiß ihn auch nicht zu behandeln, ist wohl beeinflußt. Er tut mir so leid, denn er ist voll guten Willens. Helfen Sie ihm, heben Sie sein Selbstvertrauen!"

Sie sah mit einem bittenden Blick zu ihrem Begleiter auf.

Reisschneider erwiderte, er habe schon bei seiner ersten Begegnung die Bemerkung gemacht, daß der Graf zu jenen Persönlichkeiten gehöre, die sich nicht jedermann leicht anschließen und daher oft verkannt werden.

„Das Vertrauen Seiner Erlaucht", sagte er weiter, „ehrt und freut mich, obwohl ich nicht recht weiß, wie ich so schnell dazu gekommen bin, denn ich hatte noch keine Gelegenheit zu besonderen Leistungen."

„Auch das hat er mir erklärt," versetzte Gräfin Elisabeth, und ein kleines Lächeln auf den Lippen, fuhr sie fort: „Ich sollte Ihnen eigentlich etwas so Schmeichelhaftes gar nicht ins Gesicht sagen, aber ich wiederhole nur die Worte meines Bruders. ‚Er hat etwas so aufrecht Offenes, so klar und fest ist seine ganze Erscheinung, daß ich schon im ersten Augenblick mir sagte, der Mann ist ohne Falsch und hat den Willen zum Guten.' So sprach er."

Sie ließ Reisschneider nicht zu einer Antwort kommen, sondern blieb stehen und wandte sich den Zurückgebliebenen zu, die sogleich Anschluß gewannen.

Sehr schnell entwickelten sich die Dinge dahin, daß man bald in den Kreisen der gräflichen Beamten von der Freundschaft Seiner Erlaucht mit dem neuen Archivar und von dessen günstiger Stellung zum Witwenpalais sprach. Es verbreitete sich dann auch weiter, daß der Herr Archivar, der ja ein sehr stattlicher Mann war, nicht übersehen werden dürfe, denn er bedeute mehr, als sein gelehrtes Amt besage.

Die Einwohner der guten Stadt Bentzau sahen ja in der gräflichen Familie noch immer so etwas wie die heimische Dynastie, und das ganze Getriebe der ziemlich ausgedehnten Güterverwaltung vereinte sich mit dem höchst vornehmen Charakter des Schloßhaushaltes und der darin tätigen zahlreichen Dienerschaft zu dem Wesen eines kleinen Hofes. Vor allem die höheren Beamten ließen sehr gern durchblicken, daß sie nicht als Angestellte irgendeines gräflichen Großgrundbesitzes angesehen werden wollten, sondern ihre Dienste einem ehemals souveränen reichsgräflichen Hause widmeten. Man versäumte deshalb nie, das Wörtchen „Erlaucht" voranzusetzen, wenn man von einem Mitglied der gräflichen Familie sprach. Auch das zweijährige Söhnchen des gräflichen Paares wurde nur von etwas formlosen Leuten als der Erbgraf bezeichnet, Leute, die auf gute Manieren hielten, sprachen von der kleinen Erlaucht.

Karl Reisschneider erwiderte die Zuvorkommenheit, mit der man ihm überall entgegenkam, mit harmloser Freundlichkeit und verkehrte lebhaft gesellig in den besseren Kreisen der schmucken, sauberen Kleinstadt, die einen vortrefflichen Gasthof, das „Schloßhotel", besaß, in dem er mit einem kleinen

Kreise gräflicher und staatlicher Beamten jüngerer Jahrgänge trefflich zu Mittag speiste. Diese und einige andere Leute, die er kennengelernt hatte, waren ganz annehmbare Gesellschafter bei Wein und Bier, aber es war niemand darunter, der ihn zu näherem freundschaftlichen Anschluß gereizt hätte.

Er hatte eine sehr hübsch gelegene Wohnung mit drei schönen Räumen, die er, wie schon an seinem früheren Wohnorte, mit Möbeln seines eigenen Besitzes behaglich-elegant ausgestattet hatte. Der Graf nahm mit der Zeit die Gewohnheit an, ihn dort gar nicht selten zu einem Plauderstündchen aufzusuchen. Dieser Umstand bewirkte neben dem Schachspiel und dem Reiten mit den Damen des Witwenpalais, daß die Verbindung mit der Schloßherrschaft für seine Lebensordnung viel bestimmender wurde als irgendeine andere Geselligkeit.

Es wurde sehr lebhaft in Bentzau. Abgesehen von den Besuchen aus der Nachbarschaft, stellten sich mit der schönen Jahreszeit sowohl im Hauptschloß wie in dem allerdings nur über drei Gastzimmer verfügenden Witwenpalais auch Gäste beiderlei Geschlechts und verschiedener Altersstufen zu längerem Aufenthalt ein. Die Gräfin-Mutter hielt an ihren Schachpartien fest. Der Unterschied war nur, daß beim Tee, der dem Spiel vorauszugehen pflegte, mehr Personen anwesend waren, die, wenn das Spiel begann, unter Gräfin Elisabeths Führung verschwanden und daß diese infolgedessen dem Kampfe nicht mehr zusah. Aber Karl Reisschneider wurde jetzt auch im Hauptschloß häufiger Tergast. Erst hatte ihn einmal der Graf vom Archiv, wo er ihn aufgesucht hatte, zur Gesellschaft mit herübergenommen, dann hatte er einen Diener mit einer Einladung hinübergeschickt. Das wiederholte sich dann so häufig, daß er jeden Tag entweder da oder dort am Teetisch saß. Die junge Gräfin begnügte sich meist nur mit einem „Guten Abend, Herr Doktor!", wenn er bei seinem Erscheinen sie mit einer Verneigung begrüßte, und kümmerte sich nicht weiter um ihn, höchstens sah sie flüchtig zu ihm hin, wenn sie ihn sprechen hörte. Er wurde den fremden Herrschaften als der Archivar von Reisschneider vorgestellt, im Umgang aber nur „Herr Doktor" genannt.

Eine sehr schöne Dame sagte einmal kurz nach ihrer Ankunft: „Dieser Doktor scheint eine gewisse Rolle bei euch zu spielen. Sein Adel wird ja wohl nicht sehr weit her sein, aber für einen Archivar hat er eine merkwürdig distinguierte Haltung."

Gräfin Karoline antwortete: „Bodo hat ihn so herangezogen. Er ist ganz vernarrt in ihn. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, denn der junge Mann benimmt sich vorläufig wenigstens korrekt."

„Da würdest du mir vielleicht auch einen kleinen Flirt mit ihm gestatten?" fragte die Dame darauf lustig. „Er hat doch eine Stellung in der Art eines Hauslehrers, und mit hübschen Hauslehrern zu flirten finde ich furchtbar schick. Es hat was Romanhaftes."

Mit einem kurzen, harten Auflachen erwiderte die Gräfin: „Reisschneider heißt der Mann. Findest du den Namen auch schick? Ich finde ihn sehr vulgär.



Begräbnis eines polnischen Legionärs in Wolhynien. Nach einem Gemälde von Johann Skotnicki.

Das ‚von‘ ist auch nur Verdienstadel des Vaters, eines berühmten Damenarztes.“

„Auf den Vornamen kommt es an,“ meinte jetzt die Dame.

„Den magst du von Bodo erfahren, vielleicht weiß ihn auch Elisabeth,“ versetzte die Gräfin mit einem übellaunigen Klang. Nach einer Weile fügte sie nachlässig bei: „Ich glaube Karl. Aber jetzt wollen wir doch von etwas anderem reden als von diesem Monsieur Reisschneider.“

„Karl paßt nicht,“ fuhr die Dame fort. „Ich werde ihn in Gedanken umtaufen. Du hast aber irgend etwas gegen ihn.“

Die Gräfin zuckte die Achseln und erwiderte: „Wie käme ich dazu?“ —

Einige Tage später kam der alte Fürst von Ilsenburg und Horstenberg, der Bruder der Gräfin-Mutter, zu Besuch. In einer Unterhaltung mit seiner Schwester sagte er nach einigen Tagen: „Hör' mal, Bodo kommt mir so verändert vor. Es ist doch noch kein halbes Jahr her, daß ich ihn zum letztenmal gesehen habe. Aber ich meine, er ist viel aktiver, hat viel mehr Persönlichkeit gewonnen. Er war doch sonst ein bedenklich schlapper Kamerad. Hat mir Langes und Breites von allerlei Plänen vorerzählt, dann von Entdeckungen in seinem Familienarchiv. Scheint ja da einen sehr tüchtigen Mann gewonnen zu haben, den er mir auch vorstellte. Das hatte alles ganz anderen Schneid, als ich an ihm gewohnt bin.“

„Findest du wirklich?“ fragte seine Schwester lebhaft. „Ich habe seit einiger Zeit einen ähnlichen Eindruck. Das hat dann nur Doktor Reisschneider fertig gebracht, der neue Archivar, mit dem er enge Freundschaft hält. Ist übrigens auch ein vortrefflicher junger Mann von feinem Anstand.“

„Steht also auch bei dir in Gunst,“ bemerkte der Fürst. „Und Karoline?“

„Ach, du kennst sie ja. Für sie ist doch ein solcher Mann kein Gegenstand der Beachtung.“

Der Fürst saß, die Arme lässig auf die Schenkel gelegt, in gebückter Haltung da und sagte vor sich hin: „Hochmütig ist sie ja wie eine Infantin von Spanien. Aber dieser Archivarius ist ein wahrer Prachtmensch. Ein Glück, daß er nicht in Uniform steckt. Wenn ich Bodo wäre, würde ich mir immerhin so etwas nicht zu nahe an den häuslichen Herd setzen.“

Die Gräfin entgegnete mit leichter Handbewegung: „Ihr Herren seid immer Zyniker. Karolinens Stolz, dessen Übertreibung mir sonst nicht gefällt, schützt sie in diesem Falle, denn ihr fehlt auch das Temperament zur Leidenschaft. Und den Doktor halte ich für einen ehrenhaften Charakter, der Bodos Vertrauen nie hintergehen würde.“

„Mir soll's recht sein,“ antwortete der Fürst. „Aber das habe ich schon gestern drüben beim Tee beobachtet, bei dem der schöne Doktor zugegen war, gesprochen hat sie zwar kein Wort mit ihm, aber ihre Augen haben ihn nicht ignoriert.“

„Na, anschaun kann sie ihn doch,“ meinte die Gräfin lachend. „Du hast eben eine sündhafte Phantasie.“

Beim Tee auf der Terrasse der Parkseite des Hauptschlosses hatten sich neben den sämtlichen gräflichen Herrschaften der Fürst von Ilsenburg, ein ebenfalls zu längerem Besuch angekommener anderer Verwandter des gräflichen Hauses, der Oberleutnant der Gardekavallerie Graf Schwarzenfeld, dann die Gräfin Lansingen, eben jene Dame, die die Absicht, mit Reisschneider zu flirten, geäußert hatte, und zwei adlige Herrschaften aus der Nachbarschaft versammelt. Auch Reisschneider befand sich im Kreise. Der Fürst hatte sich in die Absicht versteift, diesen Archivar zu beobachten und möglichst auszuforschen, wes Geistes Kind er eigentlich sei.

Zunächst war es ganz offensichtlich, daß die schöne Lansingen verwegen mit ihm kokettierte und sich darin durch die Bemühungen des Oberleutnants nicht stören ließ. Der Archivmensch hielt sich dabei ganz famos. Er merkte offenbar die Absicht, wurde aber weder befangen noch dreist, sondern schien auf das Spiel mit überlegener Ironie einzugehen, bis sie die Sache soweit trieb, daß die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf die beiden gelenkt wurde. Da war es geradezu hervorragend, wie er eine unbedeutende Bemerkung, die Gräfin Elisabeth hinwarf, auffing und nun erst mit den beiden Damen die Konversation führte, um sich schließlich ganz vom koketten Spiel loszulösen und sich in ernster Zwiesprache der Gräfin Elisabeth zu widmen.

Aber der Fürst hatte während dieses Vorfalles auch die Gräfin Karoline sehr scharf im Auge behalten. Als er dann plötzlich eine Frage an sie richtete, klang ihre Antwort ganz so, als sei sie aufgestört worden, und die Röte ihrer Wangen steigerte sich um einen Hauch. Allerdings hatte sie sich gleich gesammelt und führte das anschließende Gespräch mit unbefangener Gewandtheit weiter. In dieses wurde allmählich die ganze Gesellschaft hineingezogen. Man war geteilter Meinung, ob der französische oder englische Stil des Gesellschaftslebens größere Vorzüge habe.

Gräfin Elisabeth, die immer sehr rege in die Unterhaltung eingegriffen und diese mehrmals geleitet hatte, warf endlich die Bemerkung ein: „Ganz und gar möchte ich doch nicht auf eine Beimischung deutscher Gewohnheiten verzichten.“

„Wer findet denn noch heraus, was in unserer Lebensweise wirklich deutsch ist?“ bemerkte jemand.

Und Gräfin Karoline knüpfte daran die Meinung: „Was heißt deutsch? Man ist in Deutschland geboren, man spricht deutsch, aber weiter denkt man doch nicht daran, außer im Kriegsfalle.“ (Fortsetzung folgt.)



Wilna, die Stadt der Kirchen. Nach einer Zeichnung von Carl Franz.

Nahkampfmittel.

Von Leutnant der Reserve Wendt.

Nimmt man einen Generalstabsbericht zur Hand, so liest man oft: „Dort erbitterte Handgranatenkämpfe!“ oder „Der Feind ließ eine Mine springen“ usw. Was stellt sich der Laie wohl unter einer Handgranate oder Mine vor?

Will man von diesen modernen Nahkampfmitteln reden, so muß man zunächst etwas über die Sprengstoffe vorausschicken, mit denen ja diese Nahkampfmittel gefüllt sind. Wir unterscheiden in der Hauptsache brisante Sprengstoffe und Pulver. Bei beiden Stoffen wird die Sprengwirkung durch Zersetzung in Gase hervorgerufen. Bei dem ersteren, dem brisanten Sprengstoff, in der Privatindustrie meist als „Sicherheitssprengstoff“ bezeichnet, zersetzt sich der Stoff in Gas in minimaler Zeit durch die ganze Masse gleichzeitig, wodurch die Wirkung ungeheuer wird. Diese plötzliche Zersetzung läßt sich nun nicht durch offene Flamme, z. B. durch ein Streichholz erreichen, sondern man hat eine Erwärmung von zirka 350° C dazu nötig. Um diese hohe Temperatur zu erreichen, benutzt man eine sogen. Sprengkapsel: das ist eine mit Knallsatz gefüllte Blechhülse von zirka 5 cm Länge und 0,7 cm Durchmesser. Dieser Knallsatz läßt sich durch Schlag oder offene Flamme entzünden und bringt dann durch die hohe Wärmeentwicklung den Sprengstoff zur Detonation. Vor dem Gebrauch wird die Sprengkapsel eingesetzt, und die Handgranate ist „scharf“, d. h. gefährlich und zur Zündung bereit. Ohne Sprengkapsel ist also der brisante Sprengstoff ungefährlich, da er, wie schon gesagt, durch offene Flamme, Schlag oder Stoß nicht zur Detonation gebracht wird. Pulver dagegen zersetzt sich wesentlich langsamer in Gase, und es ist daher auch die Wirkung geringer. Außerdem hat Pulver die unangenehme Eigenschaft, daß es sich schon durch Schlag, Reiben und durch Funken entzündet und daher sehr gefährlich ist. Der Funke einer brennenden Zigarre schon bringt das Pulver zur Explosion. Es gibt nun verschiedene Arten Pulver, z. B. Schwarzpulver, rauchschwaches Pulver usw., deren Wirkung auch verschieden ist. Darauf soll hier nicht näher eingegangen werden. Es sei nur bemerkt, daß im allgemeinen bei Pulver die Zersetzung in Gase um so langsamer erfolgt, je grobkörniger es ist.

Da bei den Nahkampfmitteln eine hohe Wirkung erzielt werden soll, und andererseits die Handhabung auf dem Transport usw. möglichst ungefährlich sein muß, so findet man hier als Füllung den brisanten Sprengstoff oder diesem an Wirkung nahekommendes Pulver.

Die Nahkampfmittel wollen wir nun einteilen in: 1. Handgranaten, 2. Minen zum Werfen, 3. Minen zum Sprengen.

Unter einer Handgranate versteht man einen aus Blech, Gußeisen oder sonstigem Material hergestellten Hohlkörper, der mit Sprengstoff gefüllt und mit einer Zündung versehen ist. Wir unterscheiden da Aufschlag- und Zeitzündung. Die Zeitzündung ist die ältere und einfachere. An der in die Handgranate eingeführten Sprengkapsel ist eine sogen. Zeitzündschnur befestigt, die aus einem mit Gummi und Guttapercha umgebenen Pulverfaden besteht. Der Pulverfaden ist so berechnet, daß in je einer Sekunde ein Zentimeter abbrennt. Steckt man diese Zündschnur an, so brennt sie also je nach der Länge in Zentimetern dieselbe Anzahl Sekunden und entzündet dann die Sprengkapsel. Hier kann man also die Zeit der Detonation der Handgranate bestimmen. Der Aufschlagzünder dagegen wird, wie der Name sagt, beim Aufschlag auf einen harten Widerstand zur Entzündung gebracht und zündet sofort die Sprengkapsel.

Die Handgranate ist nicht, wie viele glauben, ein Erzeugnis erst dieses Krieges. Schon im Anfang des

17. Jahrhunderts kannte man gußeiserne Handgranaten mit einer Zündschnur, die man vorm Abwurf anzündete, also mit Zeitzündung. Auch primitive Aufschlagzünder hat man schon damals hergestellt. Das Verwendungsgebiet der Handgranaten war aber ausschließlich der Festungskrieg. So sind z. B. 1683 bei der Belagerung Wiens durch die Türken viel Handgranaten gebraucht worden. Auch im 18. Jahrhundert hört man weiter von ihnen. Dann bei der Belagerung von Sebastopol durch die Franzosen in den Jahren 1854–56 werden sie wieder erwähnt. Dagegen hört man von 1864, 1866 und 1870/71 trotz der Belagerungskämpfe nichts von Handgranaten. Man war im Zeichen des weittragenden Gewehres und glaubte wohl, daß „Mann-an-Mann-Kämpfe" immer seltener werden würden.

Im Russisch-Japanischen Kriege 1904/05 tauchten die Handgranaten aber wieder auf. Die Japaner füllten Blechgefäße mit zirka 1000 g Pulver und brachten eine 10 cm lange Zündschnur an, deren Brenndauer schon damals dieselbe wie heute war. Die Russen füllten gleichfalls alle möglichen Blechgefäße mit brisantem Sprengstoff bis 600 g. Da das Anzünden der Zündschnur in Wind und Wetter oft schwierig war, so setzten die Russen auf das Zündschnurende einen sog. Reibzünder. Hier erzeugte ein aufgerauhter Stift beim Herausreißen einen Funken und entzündete damit einen Pulversatz, der wiederum die Zündschnur in Brand setzte. Nicht nur im Festungskrieg, z. B. bei Port Arthur, auch in der Schlacht bei Mukden sind viele Handgranaten geschleudert worden.

Diese Erfahrungen des Russisch-Japanischen Krieges wurden natürlich auch von den anderen Staaten zur Kenntnis genommen, fanden aber scheinbar wenig Beachtung. Die französische Handgranate in diesem Weltkrieg war noch dieselbe wie vor zirka hundert Jahren, wenigstens ihrer Gestalt und Anordnung nach. Diese französische Handgranate besteht aus einer gußeisernen Hohlkugel von der Größe einer Apfelsine, bei einer Wandstärke von 9 mm. Mit einer Füllung von 200 g wiegt sie 1200 g. In der Kugel befindet sich ein konisches Loch, in das der Zünder eingesetzt wird, der in einem konischen Holzkörper eine Reibzündung mit 5 cm Pulverfaden besitzt, also Zeitzündung mit fünf Minuten Brenndauer. Durch eine kleine Pulverladung am unteren Ende des Zünders wird die Ladung selbst zur Detonation gebracht. Die Handhabung dieser Handgranate ist sehr einfach: Man reißt vorm Abwurf den Reibstift mit der linken Hand heraus, indem man sie in der rechten hält, und wirft sie nun fort. Um die Handgranate mit einer Hand schleudern zu können, benutzen die Franzosen einen Riemen mit Karabinerhaken, der in die Öse des Reibdrahtes an den Zünder gehakt wird. Dann legt man den Riemen mit einer Schlinge ums rechte Handgelenk, faßt die Handgranate mit der rechten Hand und schleudert sie fort. Dabei reißt sich der Reibdraht selbst aus dem Zünder heraus. Eine solche Handgranate schleudert der ausgebildete Mann 25–30 m weit.

Auch wir hatten zu Anfang des Krieges eine Kugelhandgranate aus Gußeisen, die im Prinzip der oben beschriebenen ziemlich gleichkommt. Nur der Reißzünder hat eine andere Konstruktion. Also auch hier Zeitzündung. Das war unsere Handgranate mit Splitterwirkung: der gußeiserne Mantel zerriß in viele Stücke, die als solche Wunden geben sollten. Daneben fertigten sich die Pioniere zu Anfang des Krieges behelfsmäßige Handgranaten selbst an, die fast ausschließlich Detonationswirkung hatten. Man schnitt ein Brett, einer Stiefelauftragbürste ähnlich, und befestigte brisanten Sprengstoff auf dem einen breiten Ende des Holzes mit Leinwand oder Blech, setzte die Sprengkapsel mit angebrachter Zündschnur ein, und die Handgranate war fertig. Je nach der gewünschten Brenndauer schnitt der Werfer die Zündschnur ab. Da das äußere Ende der Zündschnur im Graben leicht naß wurde und das Anzünden mittels Streichholz an und für sich im Regen schwierig war, lieferte die Industrie Zündschnurenden mit aufgesetztem Reibkopf, wie ihn ein Streichholz hat. So brauchte man nur mit der Reibfläche einer Streichholzschachtel am Kopf entlang zu fahren. Später vereinfachte man die Zündung noch, indem man einen Reib- oder auch Schlagzünder an die Zündschnur ansetzte. Beim Wurf nahm man das stielartige Ende des Brettchens in die rechte Hand, riß einen Stift aus dem Zünder und schleuderte die Handgranate fort. Diese Art der Handgranaten erhielt ihrem Aussehen nach den schönen Namen „Zahnbürste". Die moralische Wirkung und der Luftdruck waren bei diesen sehr groß.

Bald setzte die Technik bei uns ein und fertigte fabrikmäßig Handgranaten an in verschiedener Form und Größe, jede mit verschiedenen Vorzügen. Die gebräuchlichste ist die **Stielhandgranate** geworden, die aus einem blechernen zylindrischen Hohlkörper besteht, mit brisantem Sprengstoff gefüllt. Ein einschraubbarer Holzstiel nimmt die Sprengkapsel auf und hat im Innern die Zeitzündschnur mit Reißzündung. Also eine Handgranate mit Detonationswirkung und Zeitzündung. Daneben haben wir die **Kugel-** und die **Eierhandgranate**, die nach ihrer Form so genannt sind. Sie sind mit Zeitzündung versehen, haben aber Splitterwirkung. Daneben sind auch viele mit Aufschlagzünder konstruiert, so die Diskus- oder Schildkrötenhandgranate. Jede Konstruktion hat natürlich ihre Vorzüge und Nachteile. Die Hauptaufgabe war und ist: möglichste Sicherheit beim Lagern, große Lagerbeständigkeit und einfache Handhabung.

Um diese Handgranaten auch weiter schleudern zu können, wurden Schleudermaschinen gebaut. (Schluß folgt.)

Wintersaat.

Wege dehnen sich weit
Durch leichtgekräuselten Roggen,
Leuchten und wollen mich locken,
Als wäre noch Wanderzeit.

Ueber die Erde her
Maigrün webt das Getreide,
Und am Wege die Weide
Glänzt, als wenn Frühling wär'.

Herbst, schon säetest du Brot,
Du spendest mit vollen Händen,
Als könnte das Leben nicht enden,
Als wäre nicht Herrscher der Tod …

Helene Brauer.



Plauderei.

Nach einer Aufnahme von R. Wörsching.





Hinter der Front. Nach einer Zeichnung von Ferdinand Staeger.

Verwehtes Blatt.

Skizze von Bernhard Flemes, Hameln.

Gleichmäßig seufzten die Fichten, als Heidorn sein Atelierfenster hochschob. Kühle Harzluft trieb herein und erfüllte ihn einen Augenblick mit der Sehnsucht, zwischen den hohen Schneisen auf den Berg zu wandern und von oben einen Blick ins Tal zu tun. Aber er wußte, daß er heute doch nichts von solchem Waldbummel haben würde. Er fühlte sich innerlich zu zerfasert, als daß Natureindrücke ihn zurecht gebracht hätten. Die trüben Gedanken, das Gefühl seiner Abseitigkeit und Verlorenheit schleppte er doch mit sich fort.

Früher war das anders gewesen. Wie manche laue Stimmung, manchen Unmut und Verdruß hatte er sich von der Seele gelaufen! Mancher Zweifel an sich und seinem Schaffen war vom Walde zerstreut worden. Immer wieder hatte ihn die stete Frische und der Gleichmut der Natur zu sich selbst gebracht. War er unlustig und zerrissen in den Wald gerannt, so kam er klar und zuversichtlich wieder heim. Und um diese Gesundungsquelle immer in seiner Nähe sprudeln zu wissen, erbaute er sich das Häuschen am Walde.

Ein köstlicher Vorfrühlingstag war damals, und die Salweidenbüsche leuchteten längs der grünen Fichtenwand, als der erste Steinwagen den Berg heraufknarrte. Und als er die vier strammen Bauerngäule ankeuchen sah, daß sich im knirschenden Leder alle Muskeln spannten, da bestach er den Fuhrmann mit einigen Zigarren, damit er seine Gäule am Hange halten ließ, mit einigem Peitschenknallen antrieb und wieder halten ließ, bis er eine rasche Skizze machen konnte. Als die Buchen in ihre grünen Seidengewänder schlüpften, wurden die Sparren auf den Dachstuhl genagelt. Wie hell klang das in den Wald! Die Wildrosen blühten, da zog er ein. Nach der Einweihungsfeier wurde es ein paar Wochen ganz still bei ihm. Er wurde sich dessen nicht bewußt, weil eine mächtige Schaffensfreude über ihn kam. Und als er eines Sommerabends mit heißem Kopf von der fertigen Arbeit in den Dorfkrug kam, um ein paar Glas Bier zu trinken, da war der Kriegszustand erklärt. Bald darauf hatte er, der als einjährig-freiwilliger Unteroffizier nicht gerade auf eine ruhmreiche Militärzeit zurückblicken konnte, seinen Gestellungsbefehl in der Hand.

Er blieb im Westen und hatte alles gut überstanden, bis ihm die alberne, verirrte Franzosenkugel durchs Gelenk der linken Hand fuhr und sie steif machte. Eine Zeitlang trieb er sich verdrossen in Lazaretten umher und sehnte sich nach seinem Berghause, bis man ihn entließ.

Seit dem letzten Sommer war er daheim. Und seit der Zeit lungerte er im Hause oder im Freien umher und tat nichts als lesen und Pfeife rauchen. Ein paarmal war er mit Block und Farbstift draußen. Die Handverletzung schmälerte seine Arbeitsfähigkeit nicht. Aber es war ihm nicht möglich, sich zu strenger Tätigkeit zusammen zu raffen. Draußen hatte es ihn in den Ruhepausen immer zu Stift und Papier gedrängt. Dieser Gestaltungstrieb war bei ihm das Ergebnis eines starken Einlebens. Er hatte aufgehört, als die Verwundung kam und die Sehnsucht nach dem Hause am Berge. Nun er daheim weilte, fühlte er sich wie umzäunt und belastet von der Waldstille, von den Menschen, die ihrer Tagesarbeit nachgingen, als sei nichts Besonderes in der Welt, von dem großen Gleichmut der Natur. Bislang war er Zelle gewesen im gewaltigen Volksbaum, durch den der Kriegssturm peitschte. Jetzt fühlte er sich als welkes, verwirbeltes Blatt. Und manchmal überkam ihn die Erinnerung an den Graben wie ein Daheimgefühl.

Verdrossen erhob er sich und trat vor die Tür. Das Tal lag schön im Dämmerblau. Aus einer Windung des Flüßchens glomm ein Stück Abendhimmel gelb herauf. In der Ferne verrollte ein Bahnzug. Von den Dächern hob sich weichblauer Rauch, und leise rauschte das Wasser am Mühlenwehr.

Süß — friedlich — unerträglich! murmelte er und ging ins Haus.

Es wurde dunkel, und er zündete die Lampe an, stopfte die Pfeife und begann in einer Zeitschrift zu blättern.

Nach einer Weile schlug Dux an. Heidorn schob die Gardine zurück und versuchte hinauszuschauen. Aber es war draußen ganz schwarz. Da hörte er ein Räuspern und wußte, daß der Müller kam. Er war froh, einen Menschen bei sich zu sehen.

„'n Abend, Harbort!"

„'n Abend!"

„Kommen Sie ran an den Tisch. Hier sind Zigarren!"

Der Müller hängte die Mütze an den Haken und setzte sich schwer in den Backenlehnstuhl. Als der Maler ihm die Zigarrenkiste zuschob, hob er die Hand, zögerte und ließ sie wieder zurücksinken.

„Na — was heißt denn das? Mögen Sie nicht? Ist aber noch die alte Sorte."

Der Müller antwortete nicht darauf.

„Dunkel draußen. Kriegen anderen Wind."

„Dann gibt's wohl Regen. Mir soll's einerlei sein. Haben Sie schon zugesät?"

„Alles drin."

„Hören Sie — ich habe so 'n bißchen Lattenwerk für Spalier nötig — können Sie mir nicht etwas schneiden?"

„Soll gemacht werden."

Sie besprachen die Art der Hölzer. Dann wurde es still im Zimmer.

Da ist sie wieder, diese verdammte Stille! dachte Heidorn. Kaum hat man ein paar gleichgültige Worte gewechselt, so sitzt sie zwischen den Menschen und guckt kühl und unergründlich im Zimmer umher.

„Wollen wir einen Kognak trinken?" fragte er.

„Nee, laten Se man!" wehrte der Müller ab und guckte unsicher auf den Fußboden.

„Was machen denn Ihre Eulen?"

„Och — die!"

„Kosten wohl 'n Heidengeld? Das ist jetzt ein Geschäft, solche Geflügelzucht, wenn man Raum dafür hat und Futter. Da schicken Sie Ihrem Jungen mal 'n ordentlichen Braten ins Feld. Das geht doch alles. So in Büchsen."

Der Müller räusperte sich, als wenn er reden wollte, schwieg aber.

„Ich möchte auch wohl eine haben — das heißt — Ihre Frau muß sie mir zurechtmachen. Tut sie das?"

„O — das tut sie wohl."

Die Uhr tickte durch die Stille. Der braune Jagdhund schnappte nach einer Fliege.

„Kann man wohl — kann man —" begann der Müller, „nach so 'ner Photographie — ich meine — ob sich da wohl so 'n größeres Bild nach malen läßt?"

Heidorn guckte ihn fragend an.

„Das geht am Ende wohl — es gibt ja welche, die von solcher Hantierung leben — aber was Vernünftiges wird kaum davon. Meist ist es noch nicht mal ähnlich."

„So — nicht ähnlich?"

„Nein, das wird bei solchen Pfuschern fast immer puppenkopfmäßig. Wissen Sie, Harbort, so wie Bilder auf Pfeifenköpfen. Die liegen drauf wie tot — ist kein Leben drin."

„Tot — ist kein Leben drin —" murmelte der andere.

„Es taugt nichts. Am ehesten läßt sich so was noch zeichnen, wenn's gar nicht anders geht. Wenn das einer macht, der was versteht, mag's ja leidlich werden."

Der Müller schwieg.

„Könnten Sie das wohl machen?"

„Ich? Nein, Harbort! Mit so was geb' ich mich nicht ab."

Wie er's gesagt hatte, reute es ihn. Denn eine Enttäuschung legte sich über des anderen Gesicht.

„Um was handelt es sich denn?" lenkte er ein.

Da blaffte der Hund auf, blieb aber auf seiner Matte liegen und knurrte beruhigt. Die Haustür ging.

„Das ist Wienholt!" sagte der Maler.

Man hörte, wie der Waldarbeiter die Holzaxt draußen an die Wand lehnte. Dann trat er hoch und breit, den mit dichtem Weißhaar bedeckten roten Kopf vorsichtig beugend — wie es hochgewachsene Leute, die in engen Räumen leben, gewohnheitsmäßig tun — ins Zimmer.

„'n Abend zusammen!"

Die beiden gaben den Gruß zurück.

Wienholt rückte sich einen Stuhl an den Tisch, zog die ausgeschnurgelte Pfeife hervor, griff — wie er immer tat, wenn er kam — in Heidorns Tabakskasten und stopfte. Die ersten Züge blies er kostend, mit weitem Zug ins Zimmer. Dann schlug er ein Bein übers andere und wandte das rassige Bauerngesicht dem Maler zu.

„Dunkle Bock steht in 'er Morgentalsgrund. Hat bannig aufgesetzt. Is 'n dögtes Gebönde geworden."

„Wo ist der Wechsel?" fragte Heidorn.

„Zwischen den jungen Bänken und den Dannen, just wo de Epelern staht."

Er sprach hochdeutsch mit dem Maler, aber sein gewohntes Platt geriet ihm leicht dazwischen.



In der Schmiede. Nach einer Zeichnung von Ferdinand Staeger.

„Hm! Um welche Zeit?"

„So Klocke halw — dreevertel up Sesse!"

Heidorn dachte, daß er morgen mal hinausschauen wolle.

Der Hund hatte wohl irgendwelche Wildwitterung an den Stiefeln des Waldmenschen gerochen und schnüffelte aufgeregt daran.

„Is Rehchen — mien Hundchen," sagte Wienholt und klopfte ihn ab.

„Treck venabend noch de Schütte up, Mölder, 't gifft swaren Rägen."

Der Müller nickte. Wienholt galt im Dorfe als Wetterkundiger. Zögernd langte der Müller jetzt in die Zigarrenkiste. Alle drei paffteu schweigend.

„Wann het he 't denn kreegen?" fragte Wienholt nach langer Pause, sich an den Müller wendend.

„Na — 't is woll bereits twei Weeken her!"

„Gliecks dot?"

„Se schriewt et jo," nickte der Müller.

Heidorn fuhr auf. „Was ist das?"

„Na — was sein Fritze is — wissen Se dat noch nich?"

„Müller! Davon sagt Ihr mir nichts?"

Harbort hob die Schultern und ließ sie langsam wieder sinken.

„Donner nochmal — der nun auch!"

Er hatte den Sohn des Müllers gut gekannt.

„Also für den Jungen galt das Bild? Aber selbstverständlich mache ich Euch das. Ich hab' sogar noch ne Skizze, die ich vor dem Kriege mal von ihm gemacht habe. Und gut soll's werden — und ähnlich —"

Er verstummte. Gern hätte er ihm einen Trost gesagt. Aber es blieben für den Müller doch nur Worte.

Eine Weile saß der Tod im Zimmer. Und jeder der drei Menschen schaute ihm ins Angesicht. Heidorn war's, als rücke ihm die Schlachtfront vor sein stilles Haus. Der Müller dachte an seinen toten Jungen. Wienholt an die Fünfe, die ihm nebst seiner Frau die tückische Lungenseuche einen nach dem anderen geholt hatte.

Und leise und gleichmäßig sprach der letztere vor sich hin: „Das is wie mit den Tannen. Da stehen sie hoch und grün. Dann fällt der Wind da rein. Hier reißt er eine, da schmeißt er andere. Weshalb grade düsse un dä? Keiner weit et. Un da ligget se nun un vergaht." Er meinte seine Familie.

„Aberst — Mölder —" seine Stimme hob sich — „wir wissen, wovor die da draußen dalstörtet sind. Un du weißt et ok bi dienen Fritzen. For wat aber sind miene ümmekippet? For nix. Blot for den glupschen Worm? Verdammt! Mölder — ek wolle, ek harre noch einen buten. Un wenn der eine denn 'ne Kugel kriegte — laß fahren dahin, sie haben's kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben!"

Er war aufgestanden unter der Wucht des Eindrucks, der ihn innerlich ergriff. Stand da wie ein Seher, der grobschlächtige Waldkloben. Wie Mark und Eichenseele des Volkes.

Wie er merkte, daß er hochstand, schämte er sich und setzte sich leise auf den Stuhl. Dem Müller waren die Augen feucht.

„Ja — ja — Wienholt — hast recht!"

Da griff es Heidorn wie mit mächtiger Faust und preßte seine Seele ganz nahe zu diesen beiden Menschen, preßte sie ans Dorf, an das Tal und an die stillen Wälder. An die ganze wartende Heimat. Sie lag ihm plötzlich nicht mehr fremd und abgeschieden. Sie war wieder Zelle des ganzen Volksleibes geworden, durch die der Strom des Lebenskampfes gleichermaßen rann wie durch die Kämpfer an den Fronten. Er fühlte sich nicht mehr als losgelöstes Blatt, war wieder fest verbunden mit dem Ganzen.

„Na Hus!" sagte Wienholt.

„Ja!" sagte der Müller und erhob sich.

„Das Bild bekommt Ihr in den nächsten Tagen. Eine Photographie brauch' ich nicht. Ich kenne ihn ja."

Er brachte die beiden vor die Tür, stand noch eine Weile und hörte ihre Schritte in der Dunkelheit vertappen.

Der Himmel hatte sich gleichmäßig bezogen. Der Wind war lau geworden, und feucht roch es aus den wehenden Fichten.

Heidorn atmete tief und befreit auf und trat ins Haus zurück. Und das Zimmer, darin eben noch der Tod stand, umfing ihn liebevoll mit warmem Heimfrieden.

Leuchtkugeln.

Das Plakat „Bis hier für Nichtschwimmer!" ist in der Badeanstalt des Flusses eine Warnung, im Strudel der Großstadt würde es als Reklame wirken.

Nicht die ergrauenden Haare als solche sind Zeichen des Alters,
Dem ist die Jugend dahin, der sie im Spiegel sich sucht.

Ungeduld möchte wohl oftmals die Stunden der Zukunft herbeiziehn,
Aber das Rücken der Uhr bringt doch nicht vorwärts die Zeit.

Tausende preisen den Strom, der die Mühlen ernährt und die Schiffahrt,
Selten ein närrischer Kauz auch seiner Quelle gedenkt.

Tröstlich kann niemals erscheinen der Glaube an Wandrung der Seele:
Auch wenn dann besser ihr Los, nimmer doch fände sie Ruh.

Schilt nicht die Tränen des Kindes, geweint um zerbrochenes Spielzeug:
Ist ihm die Seele doch wund, weil's die Vergänglichkeit ahnt!

M. Hillmann.

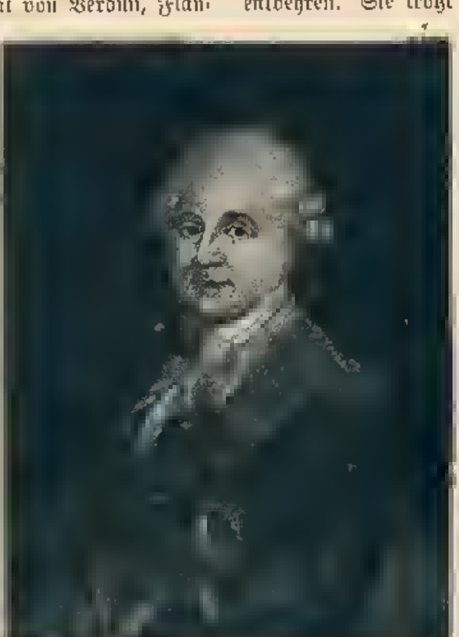


Die Burgruine bei Boleslawice in Polen, die einstige Zufluchtsstätte des Polenkönigs Boleslaw V., des Keuschen.

Polens Auferstehung.

Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch. Von Lambert. (Mit fünf Abbildungen.)

Das romantische Zeitalter der großen klingenden Worte ist vorbei. Die Heerscharen des großen Krieges sind nicht mehr bunte Reisige, Ritter, Schwerthalter und Knappen, nicht abenteuerdurstige, wilde Söldnerscharen, die „ihr Sach' auf nichts gestellt", um das Blaue vom Himmel streiten. Die großen Worte, schönen Reden, flammenden Tiraden fehlen wohl oder übel in den Rüstkammern eines Volkes, das mit zehn Feinden um Sein und Nichtsein kämpft. Schlicht, wie der Feldsoldat von Verdun, Flandern, Frankreich, Galizien, den Karpathen, der Dobrudscha, ist die Standarte, die ihm in seinem harten Kampfe vorangetragen wird. Ihr Schaft steckt in blutiger Erde, ihr Fahnentuch aber trägt von allen klingenden und stolzen Wappensprüchen kämpfender Heere und kriegerischer Geschlechter den kürzesten, schlichtesten, härtesten; ein einziges Wort nur, und es muß die eiserne Rüstung von Millionen opfer- und todbereiten Herzen sein. Dies Wort heißt . . . Pflicht.



Stanislaus August, der letzte Polenkönig.

Ein einziges Fähnlein aber ist neben dieser ungeheuren, blutbespritzten Standarte aufgerichtet, das bunter leuchtet und dessen Tuch das strahlende Wappen eines schönen Pathos, einer wilden, jauchzenden, aus Jünglingsherzen flammenden Begeisterung zeigt. Dieser Krieg ernannte Jünglinge und Halbgewachsene zu Männern. Die Männer und Alten der polnischen Freischaren aber kämpfen wie Jünglinge; in den polnischen Legionen ist Jugend, die ihr Herzblut ohne Besinnen verströmt, die nicht schlichtweg einer Idee dienen will, sondern in dem ganz und gar unromantischen Zeitalter der Mörser, Handgranaten und Festungen aus Beton den alten bitter-schönen Freiheitskampf der Väter noch einmal ficht, mit dem blanken Eisen, der stürmenden Faust, dem heißen, noch im Sterben jauchzenden Herzen. Diese Jugend mag das Pathos nicht entbehren. Sie trotzt der grauen, soldatisch strengen Uniformität des großen Krieges ihr Fähnlein Buntheit ab, sie stellt zur Front der Pflicht und des Opfers ihre Freischaren der Begeisterten; sie ist voll Enthusiasmus und sie schlägt sich unter dem hallenden Feldruf, mit dem gepanzerte Ritter, geharnischte Knappen, wilde, reisige Scharen mittelalterlicher Befreiungskriege ihrem Feind entgegenritten. Freiheit heißt dieser Feldruf!

Nur wer selber nie jung, heiß, nie entzündet gewesen ist vom liebenswerten Rausch einer hohen Idee, mag über diese vielleicht unzeitgemäßen, aber rührenden und aller Liebe würdigen Legionen der Begeisterung lächeln. Sie stellen wie nur einer ihren Mann, sie liegen kotbespritzt in ihren dumpfigen Schützengräben, harren aus in allen Höllen feindlicher Trommelfeuer, tragen Not und Tod willig auf den schmalen Schultern; ihre weißen, reinen Stirnen sind

gezeichnet vom Mal ihrer Opferbereitschaft, in der sie hinter keinem, der heute seine Waffe trägt, zurückstehen wollen. Aber sie kämpfen nicht wie Deutsche, Österreicher oder Ungarn um den Fortbestand eines Vaterlandes, sondern sie zogen als Vaterlandslose ins Feld und schlagen sich mit dem alten mächtigen Bedrücker um ein Vaterland, das nur in ihren Herzen, nur in der Idee, nur in ihrer Begeisterung und ungeduldigen Sehnsucht existierte und das ihnen nur der Sieg schenken und begründen kann. Noch einmal, und sie hoffen alle zum letztenmal, ziehen sie ins Feld für Recht und Freiheit. Für Freiheit und Recht schlugen sich ihre Väter im Aufstand von 1794. Drei Jahre später, 1797, bildeten sie aus ihrer Jungmannschaft die ersten polnischen Legionen, und auf ihren Bannern stand ihr Wappenspruch und der Feldruf: Freiheit. Um diese nie errungene Freiheit stritten sie im Aufstand vom Jahre 1830. Und bluteten wieder für das Vaterland, das sie nicht haben durften, in dem Verzweiflungsaufstand von 1863. Polnisches Blut rötete wieder und wieder die alte Walstatt eines ritterlichen, trotzigen und unglücklichen Geschlechts. Und abermals gingen sie für Polens Freiheit, um des schönen Glaubens, daß „Polen nicht verloren“ sein soll, im Spätsommer des historischen Jahres 1914 in den Kampf, den Endkampf, wie sie jetzt nicht bloß hoffen, sondern glauben dürfen.


Die Alexander-Newski-Kathedrale in Warschau. Phot. Leipziger Presse-Büro.

Ein Volk von 25 Millionen steht hinter den Jünglingen, Männern und Alten, die in der Legionsuniform gegen den alten Feind und Zwingherrn Rußland seit zwei Jahren im Felde stehen. 13 Millionen von den 25 wohnten vor dem Kriege in Rußland, ohne Recht, jeder Selbstbestimmung beraubt, ihren Idealen, Hoffnungen und Traditionen mit allen Zwangsmitteln, deren sich eine rücksichtslose Gewaltherrschaft nur bedienen kann, entfremdet. Sie waren durch acht Jahrhunderte ein großes Reich, Vermittler zwischen Ost und West, letzter, östlichster Schutzwall gegen Tataren und Türken. Ihr König Johann Sobieski entsetzte mit seinen unter dem historischen Muttergottesbanner fechtenden Scharen das von den Türken umzingelte Wien. Die großen, langvergangenen Tage eines unabhängigen, machtvollen Polenreichs sind jedem polnischen Jüngling mit flammenden Zeichen ins Herz gegraben, aber Polen selbst schien verloren, der große Staat zerfiel, die zahllosen polnischen Aufstände erstickten in Strömen polnischen Blutes, und kein Pole vergaß die furchtbaren Worte, mit denen Zar Nikolaus nach dem mißglückten Aufstand von 1831 die polnische Konstitution für immer aufhob: „Wenn Sie weiter auf dem Traum von polnischer Unabhängigkeit beharren, bringen Sie über Ihr Volk nichts als Unglück. Ich habe hier die Alexander-Zitadelle erbauen lassen und werde bei dem geringsten Versuch eines Aufstandes Warschau dem Erdboden gleichmachen, um es sicherlich nie wieder aufzubauen.“

Dreißig Jahre lang schwieg, litt, duldete das polnische Volk unter der russischen Fuchtel und raffte sich erst 1863 zu seinem letzten, schwächsten Unternehmen auf, zu einem wahrhaftigen Aufstand der Verzweiflung, dessen 10000 Mann die ärmsten Märtyrer für die polnische Sache gewesen sind. Anderthalb Jahre vermochten sich diese unseligen Zehntausend gegen die ungeheure moskowitische Übermacht zu halten, und Rußland hat nach diesen blutigen einundeinhalb Jahren furchtbar zu ‚siegen‘ verstanden. Schule, Gerichte und Verwaltung wurden gänzlich in russischem Sinne, das heißt mit der Knute reformiert. Russische Bauern wurden in Polen angesiedelt, der polnisch-nationale Grundbesitz wurde unter Russen aufgeteilt, russische Beamte trieben den Polen bald jede Erinnerung an ihre letzten Menschenrechte aus, das ehemalige Königreich wurde selbst seines historischen Namens verlustig und hieß auf den russischen Karten Weichselland. Polen war nichts weiter als eine entrechtete russische Kolonie, und das Zepter des Warschauer Gouverneurs war die kaiserlich russische Nagaika. Der russische Tschinownik war der ungekrönte König von Polen, die Sprache selbst wurde mit allen Mitteln ausgerottet, und die orthodoxe Kirche im katholischen Warschau war mit ihren pompös strahlenden vergoldeten Kuppeln, ihren fremden Heiligen, ihrer asiatischen Pracht, ihren das Lob des Zaren singenden Glocken das glanzvoll barbarische, unerschütterlich scheinende, für Ewigkeiten aufgerichtete Denkmal der Zwingherrschaft.

Versteht man nun den Klang, den das verbotene Wort „Freiheit“ an dem Tage bekam, als Rußland seine asiatischen Millionenheere an die deutschen und österreichischen Grenzen warf und die verhaßten Glocken der Warschauer russischen Kathedrale den Weltkrieg einläuteten? Im Wettstreit europäischer Kulturvölker hatte ein entrechtetes, stummes und erwürgtes Volk ein Jahrhundert tatenlos und tatendurstig versäumt. Nun schlug, 120 Jahre nach der


Das alte Königsschloß Belvedere in Warschau, in dem am 4. November die Befreiung Polens verkündet wurde.

verlorenen Unabhängigkeit, die glühend ersehnte Stunde, von der kein Pole mehr zu träumen wagte. Nun, da sich auf Jahrhunderte hinaus das Schicksal der Völker neu entscheiden mußte, schlug für jenes Polen, das es nach dem russischen Willen nicht mehr gab, die Stunde, die eine Befreiungsstunde sein konnte. Es braucht nicht geleugnet und verhehlt zu werden, daß die hundertjährige Russenherrschaft es fast erreicht hatte, daß polnische Herzen, müde des ewigen, jammervoll aussichtslosen Kampfes, russisch schlugen. Daß es Polen gab, die sich mit der russischen Weltordnung mehr und weniger abgefunden und getröstet hatten; daß es schwache, wankende, verstörte Gemüter gab, die auch in den Stunden, die der endgültigen Abrechnung mit Rußland schlugen, nicht mehr an eine Befreiung vom russischen Erbfeind glauben konnten und sich, arme Abtrünnige der uralten polnischen Freiheitssehnsucht, schwachmütig und zagend zu den Fahnen Rußlands schlugen und der polnischen Sache für ewig verloren gingen.

Solche Überläufer, die ihren Glauben und ihre Ideale vergraben haben, gab es immer und überall. Aber die polnischen Legionen, die in den Schicksalsstunden von 1914 mit den alten Idealen in jungen Herzen, gepanzert und gewaffnet, glühend und racheburstig aus der gequälten


Die Sobieski-Brücke in Warschau mit dem Reiterstandbild Johann Sobieskis.

polnischen Erde stiegen und sich ohne Besinnen zu den österreichischen und ungarischen Fahnen schlugen, die Polen, die seit zwei Weltkriegsjahren im Kampfe gegen Rußland bluten, leiden und sterben, haben die Schmach, daß Polen an Polens Befreiung nicht zu glauben vermochten, längst von ihren Fahnen gewaschen. Am 16. August 1914 wurden die Freischaren gegründet, die, mit dem heißrollenden Blut ihrer kämpfenden Väter in den Adern, für den polnischen Traum gegen den russischen Bedrücker ziehen wollten. In Krakau, der ruhmreichen und ehrwürdigen Hauptstadt aller polnischen Tradition, bereitete das Oberste Polnische Nationalkomitee das große Befreiungswerk vor; dem polnischen Schlachtruf folgten die besten Polen: Alte mit ergrauendem Haar gingen zur Fahne der Legion, Knaben rissen sich aus der Eltern Arm; in wenigen Wochen war das Heer galizischer Polen fertig, das — in einem Österreich-Ungarn mit allgemeiner Militärpflicht — selbstverständlich ein Heer von lauter Freiwilligen sein mußte. Die Polen im militärischen Alter waren unter die österreichisch-ungarischen Fahnen gerufen, zur polnischen Legion konnte nur gehen, wer nicht mehr oder noch nicht militärpflichtig war. Ganz Junge und ganz Alte. Sie hätten ruhig zu Hause bleiben, die Hände in den Schoß legen dürfen. Niemand hätte diese Jungen und Alten gescholten, sie waren ja wirklich zu jung oder zu alt, um im furchtbarsten und härtesten aller Kriege Waffen zu tragen. Aber sie dachten nicht daran, zu Hause zu bleiben, hinterm Krieg zu bleiben, müßig zu bleiben und in Sehnsucht und Hoffnung den Taten der anderen zuzusehen. Ein Freiwilligenheer erstand fast aus dem Nichts, der polnische Schlachtruf warb wie in alten Zeiten polnischer Aufstände und Befreiungsversuche die Legionäre. In den allerersten Wochen des Krieges mit Rußland fochten schon polnische Jugendwehren, in denen jeder einzelne „Mann“ noch nicht den Flaum erster Mannheitsjahre auf den Wangen hatte, gegen den Feind der Väter. Die ersten ausrückenden Kompagnien und Bataillone schildert eine vom Obersten Polnischen Nationalkomitee im zweiten Jahr des Krieges herausgegebene Rechenschaftsschrift mit Worten, die man lesen muß, wenn man die Schwachheit einiger Unzuverlässiger und Entmutigter gegen die ungeheuer aufflammende polnische Begeisterung gerecht abwägen will: „Was blieb uns übrig, nachdem der Staat alle seine wehrfähigen und wehrpflichtigen Bürger unter die Fahnen rief? In der Hauptsache die ganz Jungen, Achtzehnjährige, auch Jüngere. Diese Bürschlein, zart und schmächtig, füllen die Kompagnien und Bataillone der polnischen Legion, bringen ihr junges Leben tapfer der Freiheitsidee zum Opfer. Diese Kinder, von flammendem Enthusiasmus für die große Sache beseelt, haben sich bald als Helden bewährt und sich wie kriegserprobte Kämpfer geschlagen ... Die gewaltigen Hilfsmittel des modernen Krieges hat polnischer Opfermut willig und freudig beigestellt. Der Schlachtschitz und Städter, der Bauer und Arbeiter brachten ihre letzten Groschen, ihren Schmuck, ihre Familienpretiosen für die große Sache. Die ärmsten, weltentlegenen Karpathengemeinden erachteten es für ihre Ehrenpflicht, ihr Scherflein beizusteuern. Die Wiener Polen allein haben von August bis Dezember 1914 aus Spenden kleiner Leute zweihunderttausend Kronen zusammengebracht ... Und als die herbeigesehnte Schicksalsstunde schlug und der Krieg gegen Rußland entbrannte, war Pilsudski (Joseph v. Pilsudski, Kommandant der polnischen Legionen) der erste, der mit seinen todesmutigen Jungschützen die russische Grenze überschritt.“

Es war das erste, war rührend und erschütternd junges, heißes, polnisches Blut, das im größten Kampf, den Europa je zu bestehen hatte, auf russischer Erde verströmte und für polnische Freiheit, polnisches Recht und den alten Traum der polnischen Unabhängigkeit vergossen wurde. Heute, nach mehr als zwei Jahren, schreiben polnische Legionen ihre ruhmreiche Geschichte immer noch mit eigenem Blut in den Boden des alten Bedrückers Rußland. Polnische Mütter, die selbst noch jung sind, weinen, hundert und tausend, um polnische Freiheitskämpfer, die ihre Söhne und die noch nicht viel mehr als Knaben waren, als sie sich die altpolnische, mit der historischen Pfauenfeder geschmückte Konfederatka ins dunkelgeringelte Haar drückten und auf den Kasernenhof liefen, um mit fiebernden Händen ihre ersten Gewehrgriffe zu machen. Alte Männer starben auf der öden Erde Rußlands; sie hätten in Ruhe daheimbleiben, Haus und Herd hüten, mit weißem Haar, ungefährdet und glücklich, die Stunde erleben dürfen, in der es wieder ein Königreich Polen gab. Sie warteten nicht, sie gingen mit den Jüngsten, sie kämpften und starben mit den Knaben.

Österreichs, Ungarns und Deutschlands Völker kämpften für ein Vaterland. Aber jene polnischen Freischaren bluteten um eines Vaterlandes willen, das in der Stunde ihres Kämpfens und Sterbens noch nicht mehr als ein ungewisser, schöner und romantischer Traum war. Unter den Helden des großen Krieges sollen sie nicht zuletzt genannt werden: die jungen und die alten Kreuzritter ihrer endlich erfüllten Sehnsucht, die polnischen Legionen.

Der Krieg und die Lebensalter.

Von Margarete Weinberg.

Irgend einmal ist im Verlaufe dieses Krieges das Wort gefallen, die Zukunft, der wir entgegengehen, werde so weitaus ernstere und schwerer erfüllbare Anforderungen an uns stellen, als die Vergangenheit, daß wir der Zeit vor dem Weltkriege später stets als der „guten alten Zeit“ gedenken werden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Prophezeiung sich erfüllt; sie würde vermutlich auch eintreffen, wenn keine Anzeichen darauf hindeuteten, daß wir einschneidenden Veränderungen unseres wirtschaftlichen Lebens entgegensehen. Scheint doch die Brille, durch die wir Menschen in die Vergangenheit zurückblicken, von jeher die eigentümliche Beschaffenheit aufzuweisen, daß sie nur den leuchtenden Farben den Durchweg freigibt, während sie die trüben zurückhält. Jede Zeit wird zur „guten“, wenn sie die „alte“ geworden ist, aber selten haben die Genossen jener Tage, da sie noch jugendliche Gegenwart war, ihre Vorzüge bemerkt und anerkannt. Nicht anders ist es demjenigen Zeitabschnitt ergangen, der mit dem 1. August des Jahres 1914 seinen Abschluß fand.

Vielerlei blieb auszusetzen an den Zuständen, die er geschaffen oder doch beibehalten hatte; darüber waren jung und alt gleicher Meinung, und wahrlich, es war der einzige Punkt, in dem sie gleicher Meinung waren. Denn niemals wohl sind die stets vorhandenen Gegensätze zwischen den Generationen schroffer zutage getreten und in unerfreulicherer Form geltend gemacht worden, als eben in jenem ersten Zeitraum des neuen Jahrhunderts, das seinen Anspruch auf die Bezeichnung als „Jahrhundert des Kindes“ zunächst in der Forderung unbegrenzter Rechte für die Jugend niederlegte. Was half es der älteren



Philosophen. Nach einer Naturaufnahme.

Generation, daß sie den Wünschen und Bedürfnissen der jüngeren zunächst keineswegs mit engherziger Ablehnung begegnete, daß vielmehr gerade die Besten unter den ihrigen auf die Seite der Jugend traten, weil sie deren beispielsweise in der freideutschen Bewegung erkennbaren Instinkt für Natürlich-Gesundes, ihre Ablehnung aller Überladenheit und Unnatur in der modernen Zivilisation mit Freuden begrüßten! Was half es, daß Männer wie der alte Fontane sich grundsätzlich dazu bekannten, daß man der Jugend freie Bahn geben und alle ältliche Nörgelei unterlassen solle; daß auch unter den Pädagogen eine modernere Auffassung der Schulzwecke die Einlenkung in neue Bahnen des Unterrichts zu bewirken verhieß! Als Ganzes wurde diesem älteren Geschlecht dennoch der Fehdehandschuh hingeworfen, von einer Jugend, die den Anspruch erhob, über ihre eigene Erziehung und die Tätigkeit ihrer Erzieher mitzuberaten und „aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, unabhängig von den trägen Gewohnheiten der Alten, ihr Leben zu gestalten“; einer Jugend, die mit der „passiven Rolle des Lernens“ und der Ausschaltung aus dem öffentlichen Leben der Nation nicht mehr zufrieden war und keineswegs als „Anhängsel der älteren Generation“ gelten wollte. So hieß es doch in dem Aufruf zum 1. Freideutschen Jugendtag auf dem Hohen Meißner bei Kassel, und das klang freilich etwas grob, beinahe so grob, wie im „Faust“ die Worte des jugendlich-vorschnellen Bakkalaureus, für deren mephistophelischen Kommentar der Dichter keinen Applaus des jüngeren Parterres erwartete. Wohl lag es nahe, in diesem allzu starken Pochen auf das Recht der Persönlichkeit und des „Auslebens“, diesem kecken Übersehen der Pflichten gegen andere einen Mangel an jener Ehrfurcht zu beklagen, die Goethe als letzten Zweck aller sittlichen Erziehung bezeichnet hat. Und die bange Frage tauchte auf, wie denn der Glaube an die Zukunft des deutschen Volkes lebendig bleiben könnte in einem Geschlecht, das, vom Widerspruch gegen die führenden Persönlichkeiten beseelt, aufwuchs, anstatt unter ihrer Leitung, gestützt auf ihre Kenntnisse und Erfahrungen, zu eigenem Können und Wollen heranzureifen.

Der Krieg hat hierauf eine Antwort gegeben, deren sich die Jugend wahrlich nicht zu schämen braucht. Millionen von Kriegsfreiwilligen wurden zum lebendigen Zeugnis dafür, daß die Forderung, am tätigen Leben der Nation Anteil zu nehmen, keine bloße Phrase gewesen war, sondern ihre Berechtigung mit edelstem Blute zu besiegeln wußte. Unzählige Jünglinge fanden ihr frühes Grab in der fremden Erde, die sie mit Todesverachtung und Begeisterung im Sturme erobert hatten. Beides wurde ihnen vergönnt, was ihr Abgott Nietzsche als das beste Sterben gepriesen hat: „Der vollbringende Tod, der den Lebenden ein Stachel und ein Gelöbnis wird“ und ferner, „im Kampfe zu fallen und eine große Seele zu verschwenden“. Die als Knaben ausgezogen waren, sind als reife Männer dahingegangen, so schnelle Wandlung hat das tief eindringende Erlebnis des Krieges an ihnen vollzogen. Zurückgelassene Tagebuchaufzeichnungen legen davon Zeugnis ab; sie geben zugleich den Maßstab dafür, wie anders die heil Zurückkehrenden das Leben und seine Aufgaben ansehen werden, als die Ausziehenden es taten. Mancher, der damals aus seelischer Zersplitterung und Unklarheit, aus Unzufriedenheit mit sich selbst und seiner Umwelt den Krieg als das große entscheidende Ereignis in seinem Leben begrüßte und von ihm befreiende Lösung des eigenen Problems erhoffte, hat sie draußen inmitten der bis zur Kulturentwöhnung gesteigerten Entbehrungen und der zur Höchstleistung anspornenden Anforderungen gefunden, in der Erkenntnis, daß aller Kritik Anfang in der Selbsterziehung liegen muß. Vielen ist die Wahrheit zum Erlebnis geworden, daß nicht in der

Ungebundenheit, sondern in bereitwilliger Unterordnung unter besonnene Führerschaft das Heil zu finden ist; daß angesichts der schwersten Entscheidungen das Gefühl, beherrscht und geleitet zu werden, zur Wohltat werden kann. Und noch ein anderes lehrt der Krieg, der die Generationen nicht mehr als Väter und Söhne, „Oberlehrer" und Schüler, Meister und Lehrlinge einander gegenüberstellt, sondern alt und jung zu Kameraden macht, die Kräfte und eisernen Willen an gleich ungewohnten Leistungen zu erproben haben. Er zeigt den verschiedenen Lebensaltern, wie sie durch Niederreißung der aus Vorurteilen errichteten trennenden Schranken zu besserer gegenseitiger Verständigung gelangen können, wie eine jede Altersgruppe, unbeschadet ihres gerechten Stolzes auf die eigenen Fähigkeiten, die den anderen vorbehaltenen nicht unterschätzen soll. Zeichnet sich die Jugend durch Behendigkeit und Elastizität aus, so übertrifft die reife Mannheit sie an Kraft und Ausdauer; beiden aber wird der auf unersetzliche Erfahrungen gegründete Rat des Alters zur notwendigen Ergänzung. Das kecke Wort von den „trägen Gewohnheiten der Alten" wird diese Jugend, die Seite an Seite mit unseren Landwehrmännern gekämpft hat und sich an ihrem Beispiel einer phrasenlosen Sachlichkeit und strengen Pflichttreue gegen die Gemeinschaft zum Respekt vor dem älteren Geschlechte durchringen mußte, nicht wiederholen können, ohne zu erröten. Und wenn die Herzen der jüngeren Generation mit Recht höher schlagen bei der Erinnerung an Helden wie Immelmann, Boelcke und viele andere, die sie zu den ihrigen zählen darf, so kann sie sich doch der Tatsache nicht verschließen, daß die bedeutendsten Ereignisse und größten Entscheidungen des Krieges untrennbar verbunden sind mit den Namen führender Männer, die im letzten Drittel des Lebens stehen, sich dem biblischen Alter nähern oder es bereits überschritten haben. Persönlichkeiten wie unser Hindenburg, Tirpitz, von der Goltz, Emmich, Kluck, Graf Zeppelin — um aus der Fülle der Erscheinungen nur einige hervorzuheben — stehen in ihren vorbildlichen Leistungen für das Vaterland wie in ihrer schlichten Bewältigung von Anstrengungen, die für den Durchschnitt der Menschen weit über das ihren Jahren zukommende Maß hinausgehen würden, so verehrunggebietend da, daß sich die Jugend der zwingenden Gewalt solches Eindrucks nicht entziehen kann. Ihnen gegenüber muß auch sie empfinden, was die Alten dem greisen Kaiser und seinen Paladinen über allen Parteihader hinaus entgegengebracht haben: Ehrfurcht.

Sie einzuflößen, ist das edelste Ziel des Alters, sie darzubringen, die köstlichste Gabe der Jugend. Darum hält sie auch so spröde damit zurück, obwohl ihr Bedürfnis, zu verehren, wo immer sie bedingungslose Überlegenheit anerkennen muß, ebenso stark ist wie ihre Neigung zu absprechender Kritik an jeder Blöße, die sich das Alter gibt. Beide Züge ergänzen einander. Aus dem Spott über modisch geputzte Matronen und auf jugendlichen Pfaden angetroffene Großväter klingt immer etwas trauernde Enttäuschung hervor, schmerzliches Staunen, daß das Alter sich nicht ehrwürdiger gibt. Und in die Ehrfurcht vor der weitschauenden, verzichtenden Abgeklärtheit des späten Lebens mischt sich die Genugtuung der nach den goldenen Früchten des Lebensbaumes verlangenden Jugend darüber, daß solche Tugend ihr noch wenig anstehen würde und der so unbequeme Wettbewerb um ihre Palme ihr daher vorläufig erlassen bleibt. So ist sicherlich auch die ältere Generation nicht ganz frei von Schuld daran, daß die jüngere an ihr vor dem Kriege so wenig Ehrfurchtgebietendes entdecken konnte. Hat sie doch selbst in einseitiger Überschätzung der Jugendzeit und ihrer frohen Genußfähigkeit die Altersgrenzen nach Möglichkeit zu verwischen gesucht und so den Beweis einer gewissen Minderbewertung des eigenen Zustandes gegeben. Möge das gemeinsame Erlebnis des Kampfes um Volk und Vaterland dazu beitragen, daß sich die einzelnen Lebensalter künftig auch in der Friedensarbeit zum Wohle der Allgemeinheit zusammenfinden.

Allerlei Friedliches aus Belgien.

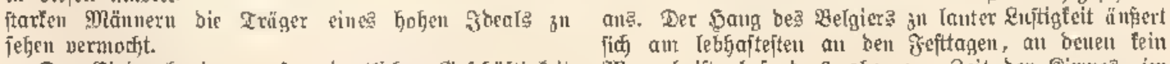
Von Viktor Ottmann.

Man kann einem fremden Volke unmöglich gerecht werden, wenn man es unter so ungewöhnlichen Verhältnissen kennen lernt, wie der Krieg sie verursacht. Selbst die gewaltigsten Naturkatastrophen rufen kaum eine derartige Veränderung aller Lebensverhältnisse hervor, wie ein großer langwährender Krieg, zumal wenn er das betreffende Land so völlig bis in alle Winkel durchdringt, wie es bei Belgien der Fall ist. Alle Enttäuschung, aller Schmerz, alle Wut, aller Haß, die ganze Stufenleiter der aufgewühlten Leidenschaften verzerrt das Antlitz eines Volkes, auf dessen Heimatserde die starke Hand des Siegers ruht, in solcher Weise, daß seine ursprünglichen Züge schwer wiederzuerkennen sind. Selbst dort, wo vernünftige Erwägung sich mit äußerer Ruhe ins Unvermeidliche fügt und dem Eroberer bis zu einem gewissen Punkte Entgegenkommen zeigt, bleibt ihm die Volksseele in ihrer wahren Art doch scheu und trotzig verschlossen.

Wollen wir also das belgische Volk betrachten, wie es in Wirklichkeit ist, so müssen wir uns im Geiste in jene normalen Zeiten zurückversetzen, die heute schon fast wie eine Legende erscheinen. Nun ist uns Belgien freilich auch schon vor dem Kriege keine Terra incognita gewesen, zogen doch in jenen goldenen Friedenstagen, die, wie wir hoffen wollen, auch einmal wiederkehren, alljährlich in den Sommerferien zahlreiche Deutsche in die belgischen Seebäder, nach Ostende, Blankenberghe, Heyst, Knocke und wie sie sonst noch heißen mögen. Wenn man nicht gerade in den vornehmsten Gasthäusern abstieg, war der Aufenthalt keineswegs teuer, denn Belgien gehörte zu den billigsten Reiseländern Europas und stand besonders wegen seiner guten, reichlichen Kost bei allen kundigen Wanderfremden hoch im Ansehen. Und da nun einmal der Deutsche einen so starken und oft verhängnisvollen Hang zum Fremdländischen hat, so war es nicht weiter wunderbar, daß man zur sommerlichen Badezeit dort am belgischen Nordseestrande mitunter mehr Deutsch als Französisch oder Flämisch hörte. Die deutschen Badegäste haben bei der Gelegenheit sicher nicht versäumt, sich einige belgische Städte, vor allen Brüssel und Antwerpen, näher anzusehen, und haben dabei wahrscheinlich ganz besonders den Eindruck einer ungewöhnlichen Belebtheit und Lebhaftigkeit des belgischen Landes gewonnen. Denn obwohl Belgien dem Umfange nach zu den kleinsten Staaten Europas gehört, nimmt es hinsichtlich der Bevölkerungsdichte unter allen Ländern unseres Erdteils weitaus die erste Stelle ein. Während im Deutschen Reich auf den Quadratkilometer durchschnittlich 120 Menschen entfallen, sind es in Belgien mehr als das Doppelte, nämlich 253. Ganz Belgien zählt rund 7½ Millionen Einwohner, also sehr viel mehr als das fünfzehnmal so große, aber schwach

bevölkerte Schweden (5½ Millionen Einwohner) oder das noch dünner bevölkerte Norwegen, das trotz seiner gewaltigen Größe mit nur 2½ Millionen Einwohner weit hinter der Kopfzahl von Groß-Berlin zurückbleibt. Bei einer Eisenbahnfahrt durch die belgischen Provinzen Lüttich, Namur, Brabant und Hennegau hat der Reisende fast mehr noch als in unserem rheinisch-westfälischen Industriegebiet die Empfindung, als ob sich ununterbrochen Ortschaft an Ortschaft reiht. Die auffälligen Zeichen einer hochentwickelten Bergbau- und Metall-Industrie verstärken den Eindruck des Übervollen. Im Tal der Maas von Lüttich bis Namur, dann weiter im Kohlenrevier von Charleroi und im Hüttenbezirk von Bergen (Mons) sprühen des Nachts förmliche Wälder von Feueressen ihre lodernden Flammengarben zum Himmel. Neben den Eisenbahnsträngen türmen sich da unermeßliche Haufen von Kohlen, Koks und Schlacken berghoch auf und überall wimmelt es von den charakteristischen Bewohnern dieser durchwühlten Erde, den rußgeschwärzten Hüttenarbeitern. Das ist das „Schwarze Land", aus dem sich der geniale belgische Bildhauer Constantin Meunier die Anregungen zu seinen groß empfundenen Arbeitergestalten holte; er hat in all der würgenden Häßlichkeit auch die gewaltige Poesie der Arbeit, in diesen muskelstarken Männern die Träger eines hohen Ideals zu sehen vermocht.





Rozenhoedkai in Brügge. Nach einer Original-Radierung von Roland Anheißer. (Aus des Künstlers Prachtwerk „Flandern und Brabant", 30 Städtebilder und Radierungen.)

Der Eindruck einer außerordentlichen Geschäftigkeit wird noch durch das lebhafte Gebaren des Belgiers erhöht. Er ist in seiner Eigenart, wie alle Menschen der Erde, ein echtes Erzeugnis des Heimatbodens und der Lebensverhältnisse und in den breiten Volksschichten ein ausgeprägter, aus derbem Holze geschnitzter „Dickkopf", mit dem man ganz gut auskommen kann, solange er bei guter Laune ist, der aber in der Erregung oft nicht weiß, was er tut. Das trifft besonders auf die beweglichen und heftigen Wallonen des Südostens zu, während der ernstere Flame sich mehr in der Gewalt hat. Wir haben es ja in den ersten Kriegswochen des Jahres 1914 erlebt, mit welcher verblendeten Wut diese wallonische Bevölkerung unseren Soldaten entgegentrat und wie sie dadurch zu ihrem eigenen Schaden die schärfsten Gegenmaßregeln heraufbeschwor. Aber wer den Belgier, der uns jetzt aus begreiflichen Gründen seine finsterste Miene zeigt, von Friedenszeiten her kennt, der weiß, daß er im allgemeinen ein heiterer, geselliger Mensch ist, immer bereit, das Leben von der leichten Seite zu nehmen. Dem etwas grobschlächtigen Aussehen und Auftreten des Mannes aus dem Volke entspricht auch seine Vorliebe für derbe Genüsse, für reichliches Schwelgen bei vollen Bechern und Schüsseln, für lärmende Fröhlichkeit und allerlei Kurzweil und Eulenspiegeleien. Das Hauptgetränk in den zahllosen Tabernen oder Estaminets, wie die belgischen Schenken sich nennen, ist Bier, und zwar gibt es da in Flandern noch ganz merkwürdige mittelalterliche Biersorten, wie z. B. das säuerlich-süße Faro, das schwere Lambik oder das trübe und süße Witbier. Die fischreiche Küste bietet eine Fülle trefflicher Seefische; auch das belgische Gemüse zeichnet sich infolge des feuchten Meeresklimas durch großen Wohlgeschmack aus. Der Hang des Belgiers zu lauter Lustigkeit äußert sich am lebhaftesten an den Festtagen, an denen kein Mangel ist, besonders aber zur Zeit der Kirmes, im Juli oder August. Es steht nicht sicher fest, woher das auch in Deutschland wohlbekannte Wort Kirmes stammt, ob es wirklich, wie man früher dachte, vom Worte Kirchmesse abgeleitet ist oder vielleicht vom slawischen „kermes", das soviel wie Schmauserei bedeutet. Gleichviel wie sich das verhalten mag, auf jeden Fall gipfelt für den Belgier das Kirmesvergnügen, wie auch in unseren ländlichen Kreisen, im Schmausen, Trinken und

Tanzen, und das dauert tagelang, bis die Leistungsfähigkeit des Magens oder des Geldbeutels ihr Ende erreicht. Bei der Kirmes steht auch so mancher schöne alte Volksbrauch in Ehren. Da rücken die Schützengesellschaften aus, die noch nach Urväterweise die edle Schießkunst mit Bogen und Armbrust pflegen, und zahlreiche Innungen und Vereine veranstalten glänzende Umzüge und Festlichkeiten.

In Flandern tauchen bei den Kirmesfesten auch Gestalten auf, die man sonst wohl nirgends auf dem Erdenball zu sehen bekommt, nämlich Riesen von der ungewöhnlichsten Größe und Beschaffenheit. Allerdings sind das keine Riesen aus Fleisch und Blut, sondern aus allerlei leichten Stoffen geschaffene Gebilde von Menschenhand, also Riesenpuppen. Es handelt sich dabei um einen seltsamen, mit vielen Sagen verknüpften Brauch, dessen Ursprung wahrscheinlich in uralte Zeiten zurückreicht. Fast jede flandrische Stadt, wie auch die ehemals flandrischen Städte der angrenzenden Gebiete Frankreichs, hat einen oder mehrere Riesen. Das ganze Jahr hindurch stehen diese kolossalen, phantastisch aufgeputzten Puppen in irgendeinem sicheren Schuppen, um nur an gewissen Festtagen ans Licht der Welt gezogen und nach einer gründlichen Reinigung und Auffrischung in feierlicher Prozession durch die Straßen geführt zu werden. Oft sind es ganze Familien von Rieseneltern und Riesenkindern, die da, scheinbar sich selbst fortbewegend, gravitätisch durch die Straßen schreiten und mit den drehbaren Köpfen nach rechts und links grüßen. Den größten Riesen besitzt — oder besaß — das unglückliche Ypern, die Stadt, die in alter Zeit durch Glanz und Reichtum weltbekannt war und jetzt, schon längst zur Kleinstadt herabgesunken, seit zwei Jahren ein trauriges Opfer des Krieges ist. Der Riese von Ypern, Goliath genannt, ist 10 m hoch, trägt einen Schuppenpanzer und blickt sehr grimmig drein. Zu seiner Fortbewegung sind 40 Mann nötig, die unter seinem weiten, faltigen Gewande stecken. Brüssel besitzt ein altes Riesenpaar „Großpapa und Großmama“, ein jüngeres Paar mit dem Namen „Janneke und Mieke“ und zwei komische alte Junggesellen „Onkel“ und „Großtürke“. Es kommt häufig vor, daß die Riesen der einen Stadt an die der anderen feierliche Einladungen richten, worauf dann die Eingeladenen, nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten, nach dem Orte der Festlichkeit transportiert werden und dort unter ungeheurem Zulauf der Bevölkerung stolz und erhaben durch die Straßen ziehen. So hat einmal die Stadt Antwerpen bei einer festlichen Gelegenheit sämtliche Riesen der flandrischen Städte in ihren Mauern versammelt. Es ist ein hübscher humorvoller Brauch, eine echte Volksbelustigung, an der jung und alt ihre Freude haben. Seit Kriegsausbruch trauern die flandrischen Riesen natürlich einsam und verlassen in ihren Winkeln.

Bei allen diesen festlichen Gelegenheiten lassen die Glockenspiele auf den Belfrieds lauter und länger noch als sonst ihre ehernen Stimmen ertönen. Die Belfrieds, die Glockentürme, sind eine so charakteristische Eigentümlichkeit der flandrischen Städte, daß sie dem Fremden oft als das Merkwürdigste erscheinen. Ihr Name hängt mit dem alten deutschen Wort Bergfried zusammen, sie gelten von altersher als das Wahrzeichen städtischer Freiheit. Ursprünglich stand der Belfried immer frei, später wurde er meistens mit dem Rathaus oder einem Gildenhause, gewöhnlich den Tuchhallen, verbunden. Einer der mächtigsten und schönsten Belfrieds ist der in Brügge mit einer Höhe von 108 m und einem herrlichen Glockenspiel. Dem Zauber dieser ehernen Zungen, die alle Stunden anfangen und zu gewissen Tageszeiten längere Stücke spielen, kann sich kein fühlender Mensch entziehen, selbst wenn sie dem Fremden des Nachts oft das Einschlafen erschweren. Diese dröhnenden, singenden, beschwörenden Klänge, die alle Lust und alles Leid des Menschenherzens zu kennen scheinen, haben das flandrische Leben seit Jahrhunderten von der Wiege bis zum Grabe begleitet, sie haben in Zeiten der Not das Volk zusammengerufen, es zur Andacht und Lebensfreude geladen. Als musikalisches Motiv finden wir das flandrische Glockenspiel in der Melodie des bekannten Niederländischen Dankgebets wirkungsvoll verwertet.

Eine weitere Eigentümlichkeit der belgischen Städte sind die Beginenhöfe und ihre Bewohner. Es sind klosterartige Vereinigungen von unverheirateten weiblichen Personen zu einem religiösen Leben und zu Werken der Barmherzigkeit. Tausende von jungen und alternden Mädchen, zu denen sich als Heimgenossinnen auch Witwen gesellen dürfen, finden in den reizend gelegenen stillen Beginenhöfen mit ihren blitzsauberen kleinen Häuschen eine Zuflucht, ein bescheidenes Dasein und betreiben darin zumeist die Spitzenklöppelei, die ja in Belgien von altersher in hoher Blüte steht. Wenn die Beginen ausgehen, hüllen sie sich in einen schlichten schwarzen Kopfmantel, und so huschen diese Weiblein in Brügge und anderen Städten wie spukhafte Märchengestalten durch die Gassen. Unvergeßlich und häufig von Malern festgehalten ist der Eindruck, den die Abendandachten der Beginen hinterlassen, diese Hunderte von Mädchen und Frauen in blauen Gewändern, den Kopf mit einem weißen Leinentuch bedeckt, von spärlichem Kerzenlicht bestrahlt, ihr feierlicher Gesang, die fromme Ergebenheit ihrer Haltung.

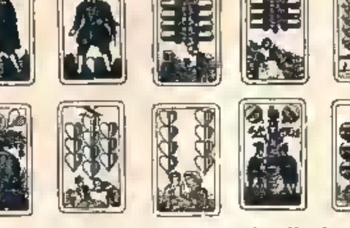
Zum Schluß noch ein Wort über die belgische Jugend, bei der sich die Lebhaftigkeit des Volkes natürlich in höchstem Maße äußert, und nicht durchweg in erfreulicher Weise. Die Schulbildung der unteren Gesellschaftsklassen läßt viel zu wünschen übrig, noch immer kann mindestens ein Zehntel der Bevölkerung weder lesen noch schreiben. Diese befremdende Erscheinung liegt nicht etwa an einer geringen Intelligenz des belgischen Volkes — davon kann keine Rede sein — sie gehört zu den unerfreulichen Wirkungen des politischen Haders, der die Bevölkerung in zwei große, sich schroff gegenüberstehende Parteien spaltet: auf der einen Seite der katholische Klerikalismus, auf der anderen der kirchenfeindliche Sozialismus, der fast die gesamte Arbeiterschaft und darüber hinaus noch weite Volkskreise beherrscht. Der Unterricht liegt zum Teil in den Händen der zahlreichen Mitglieder der religiösen Orden und wurde in vielen Gegenden gröblich vernachlässigt. Die mangelhafte Erziehung der Kinder macht sich am meisten in den großen wallonischen Industriegebieten bemerkbar, während in den flandrischen Städten mehr Zucht und Ordnung herrschen. Nun hat ja das deutsche Gouvernement inzwischen die allgemeine Schulpflicht angeordnet, soweit sie sich unter den jetzigen schwierigen Verhältnissen durchführen läßt, und es ist deshalb zu hoffen, daß der unerfreuliche Anblick der Jungen, die in zerrissenen Kleidern, die Hände ewig in den Hosentaschen, die Zigarette oder Stummelpfeife im Munde, in allen Straßen faul herumlungern, auch nach dem Kriege fortfällt. Und weiter darf man, ganz besonders im belgischen Interesse, wohl hoffen, daß mit der zunehmenden Volksbildung auch das Verständnis für den großen deutschen Nachbar wächst, mit dem man nun doch einmal durch so viele Bande des Handels und Wandels und der Kulturbeziehungen verknüpft ist.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Brännerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Brännerstraße 3.

Rätsel und Spiele

Skataufgabe.

Der Spieler in Mittelhand erhält folgende Karten:



Er reizt auf Wendespiel (Tournee). Vorhand und Hinterhand passen. Mittelhand wendet Eichel-König und findet noch Eichel-Wenzel: sie drückt Grün-Zehn und Rot-Acht. Vorhand hat zwei Trümpfe und in Grün und Rot die gleichen Karten, insgesamt 27 Augen in ihren Karten. Spielt Vorhand Grün aus, so gewinnt Mittelhand Eichel-Wende mit Schwarz; spielt aber Vorhand Rot aus, so gewinnen die Gegner mit 82 Augen. Wie sind die Karten verteilt und wie wird gespielt?

Entzifferungsaufgabe.

Borule Lurigegodogu ragoletabigodudibe geilute lurote gage rigobulodube bogeleitodu degobudigo Lorolugodi. Lirodi durobe, debirabugori lirodi lolerogeilodube, geilibo lurirogelobe dibilodu dibudodubede gage durolugodi. Derodibogoteile.

Eine nachdenkliche Aufgabe.

Wenn eine Uhr vier Sekunden braucht, um Vier zu schlagen, wieviel Zeit braucht dieselbe Uhr, um Zwölf zu schlagen?

Zugrätsel.



Gleichklang.

Alle Blüten deines Geistes, die zur Oberfläche steigen,
Fasse ich zum Strauß zusammen, daß sie sich der Mitwelt zeigen,
Deutlich und in reiner Sprache und im Ausdruck knapp und klar.
Doch auch körperlich, im Leben, bin ich nicht des Reizes bar;
Bin ein Etwas, daran wachsen Blüten, die im Duft sich schaukeln,
Trag' sie stolz, wenn sie umwerbend Schmetterlinge hold umgaukeln.

Stef. W.

Rätsel.

Mit B trägt dich mein Werk dem Himmel stracks entgegen,
Mit L bringt dir das Wort des Himmels reichen Segen.
Ersetze e durch i, so ist das Wort sogleich
'ne schöne Donaustadt im Lande Österreich.

Auflösungen der Rätsel in Heft 7.

Rösselsprung:

Hast du zur Arbeit grade Mut,
Geh schnell daran, so wird sie gut;
Fällt dir was ein, so schreib es auf,
Ist heiß das Eisen, hämmre drauf. Reinick.

Tauschrätsel: Marie, Aargau, Niobe, Diana, Adler, Rienzi, Falke, Nantes, Insel, China, Halle, Tulpe, Jäger, Ehre, Demut, Eiche, Silber, Warschau, Onkel, Rostock, Tiefe, Alsen, Urban, Fagott, Dessau, Ingwer, Engel, Geibel, Olga, London, Darwin, Weimar, Anker, Geier, Eule, Lissa, Elba, Gondel, Eilau, Nerv. — Man darf nicht jedes Wort auf die Goldwage legen.

Logogriph: Gedicht, Gericht, Gesicht, Gewicht.

Verwandlungsaufgabe:

K	a	s	s	e	l
N	o	s	s	e	n
B	o	r	k	e	n
B	e	r	l	i	n

Homonym: Rasen, rasen.

Rätsel: Geschichte, Geschichten.

Besuchskartenrätsel: Postschaffner.

Haus- und Zimmergarten

Was notwendig zu tun ist. Im Gemüsegarten: Graben und Rigolen solange frostfreies Wetter und der Boden nicht zu naß ist. Die schwerlöslichen Düngemittel Thomasmehl, Knochenmehl und Kalisalze, ebenso Kalk, müssen im Herbst und Winter untergebracht werden, um zur rechten Zeit wirksam zu sein. Komposthaufen sind anzulegen, reichlich zu jauchen, alle Haufen umzuarbeiten, Erde für Mistbeete durchzuwerfen. Samenvorräte gegen Mäuse zu sichern.

Im Obstgarten: Baumscheiben umgraben und düngen; junge Bäume gegen Hasenfraß durch Anlegen einer Drahtgeflechthülle schützen; alte Bäume ausputzen, Äste und Stamm vom Moos reinigen; Pflanzgruben fürs Frühjahr vorbereiten, wenn nicht bereits die Herbstpflanzung möglich war.

Im Blumengarten: Bei eintretender Kälte die niedergebogenen Rosenhochstämme decken, die Buschrosen anhäufeln, empfindliche Sträucher und andere Ziergewächse gegen das Erfrieren schützen. Die eingewinterten Topfpflanzen, Lorbeer, Oleander nachsehen, damit sie nicht ballentrocken werden, rechtzeitig begießen, schlechte Blätter entfernen, den Raum bei mildem Wetter lüften. Knollengewächse, wie Edeldahlien, Kanna und dergleichen, vor dem Vertrocknen und Verfaulen bewahren. Einen Gartenplan für die Bepflanzung im nächsten Jahre vorbereiten.

Um Schnittlauch auch im Winter zu haben, pflanzt man einige kräftige Stöcke in einen schmalen, länglichen Kasten, der am Küchenfenster Platz findet. Man kann auch zur Hälfte Petersilienwurzeln einsetzen und bei großem Bedarf einige Kästen in Reserve halten, die den abgeernteten Kasten ablösen.

Das Rigolen des Gartenlandes ist oft die einzige Rettung, wenn in einem Garten, der schon seit Jahrzehnten in Kultur steht, manche Gemüse nicht mehr recht gedeihen wollen. Es ist dies besonders bei Kohlgewächsen der Fall. Erwiesenermaßen gedeihen diese auf frischem Umbruch viel besser. Der Grund liegt in der Reichhaltigkeit gewisser Nährstoffe des Urbodens, die im gewöhnlichen Gartenboden schon ganz ausgesogen oder in die Tiefe gewaschen wurden. Wo man das Nichtgedeihen dieser Sorten beobachtet und einen Wechselanbau auf Ackerland nicht vornehmen kann, bleibt neben gründlicher Düngung mit Stallmist und Kunstdünger das Rigolen der einzige Ausweg.

Aufbewahrung verschiedener Kopfkohlarten. Die Köpfe werden möglichst nahe am Boden abgehackt, die Strünke durchbohrt, eine Weide durchgezogen und mehrere Köpfe auf diese Weise zusammengehängt. Diese Bündel werden dann kopfunter in einem kalten, luftigen Raum aufgehängt und halten sich sehr lange. Besonders eignen sich alle festköpfigen Kohlarten zu solcher Aufbewahrungsweise.

Praktische Ratschläge

Einbrenne ohne Fett. Bei dem jetzt herrschenden Fettmangel dürfte mancher Hausfrau nachfolgender Wink, dunkle und helle Einbrenne ohne Fett zuzubereiten, willkommen sein.

Dunkle Einbrenne. Eine kleine eiserne Pfanne wird langsam auf mäßigem Feuer erhitzt, 60 g Weizen- oder 65—70 g Roggenmehl hineingestreut und auf schwachem Feuer und unter fortwährendem Rühren braun geröstet, doch nicht zu dunkel, die Einbrenne schmeckt sonst nicht nur bitter, sie bekommt auch schlecht. Wenn das Mehl Farbe angenommen hat, mischt man 40 g Trockenmilchpulver darunter und löscht, statt mit kaltem, mit heißem Wasser oder Fleischbrühe oder Brühwürfellösung. Dann gibt man die üblichen Zutaten wie Zwiebel, Pfeffer, Salz usw. zu, und läßt die Soße noch 10—15 Minuten lang kochen.

Zu einer hellen Einbrenne, die man zu Frikassees, holländischen Soßen usw. verwenden kann, mischt man 30 g Mehl mit 20 bis 25 g Trockenmilchpulver, verrührt beides mit kaltem Wasser und bringt es unter beständigem Rühren zum Kochen. Diese Einbrenne darf aber nicht lange, höchstens 6—8 Minuten, langsam kochen, sie wird sonst dünn. Soll die Einbrenne zu Gemüse benutzt werden, gibt man sie gleich nach dem Anrühren an das fertige Gemüse, ohne sie vorher kochen zu lassen. Sie darf aber auch nur dann 6—8 Minuten lang kochen. R. v. d. H.

Wie man an Scheuertüchern sparen kann. Der Preis guter Scheuertücher ist infolge des Krieges um mehr als das Doppelte gestiegen, und die jetzt hergestellten Tücher zeigen leider eine sehr geringe Haltbarkeit und einen Mangel an Aufnahmefähigkeit für Wasser. Deshalb muß man jetzt mit den alten, noch guten Scheuertüchern recht gut und sparsam umgehen und die Haltbarkeit der minderwertigen neuen durch zweckmäßige Behandlung zu erhöhen suchen. Dazu gehört vor allen Dingen, daß die gebrauchten Scheuertücher nicht schmutzig und naß in Stubeneimer oder einer Küchenecke liegen bleiben, wie es nachlässige Dienstboten so gerne tun. Sie müssen unbedingt sofort nach Gebrauch so lange in immer neuem Wasser ausgewaschen werden, bis dieses klar bleibt. Dann hängt man sie breit zum Trocknen auf. Durch das Liegenlassen in schmutzigem und feuchtem Zustande wird die Gewebefaser bald zermürbt und das Scheuertuch zerreißt. Sehr empfehlenswert ist es, jedem neuen Scheuertuch einen noch guten Randstreifen des verbrauchten Tuches in der Mitte aufzusetzen, denn die Mitte der Scheuertücher verbraucht sich am ersten. Auch kann man gut aus zwei in der Mitte verbrauchten Tüchern ein noch lange brauchbares Scheuertuch machen, wenn man die schadhaften Mittelstücken herausschneidet und die noch festen Randstreifen zusammennäht. Stark verbraucht werden die Scheuertücher durch ihre Benutzung mit dem Schrubber, dessen scharfe

Borsten naturgemäß die Gewebsfasern zerreiben. Man sollte deshalb den Schrubber erst mit einem alten Stoff-Fleck umwinden, ehe man das Scheuertuch darüber legt oder zum Aufwischen der Fußböden einen alten Schrubber mit ganz abgenutzten Borsten verwenden. Endlich leiden die Scheuertücher auch sehr, wenn man sie zum Aufwischen von Steinfußböden und Steintreppen benutzt. Hierzu sollte man nur alte, mehrfach übereinandergenähte Scheuertücher verwenden. Ungesäumt dürfen die Scheuertücher auch nicht in Gebrauch genommen werden, denn das lockere Gewebe franst schnell aus. Hat man scharfe Seifen- oder Sodalauge zum Aufwischen der Fußböden benutzt, so muß das Scheuertuch besonders gründlich in mehrmals zu erneuerndem Wasser ausgewaschen werden, sonst zerfällt das Gewebe wie Zunder. Für Tischlappen in der Küche sollte man jetzt keine neuen Tücher anschaffen, sondern alle alten Zeugfetzen verwerten, natürlich müssen es solche sein, die gut Wasser aufnehmen und nicht Nässe zurücklassen. Ab und zu soll man die Scheuertücher an Luft und Sonne trocknen und sie für diesen Zweck mit Aufhängern an den Ecken versehen. Also behandelt, verdreifacht sich die Haltbarkeit der Scheuertücher. Theresia.

Kartoffelsalat aus restlichen Kartoffeln schmackhaft zu bereiten. Es läßt sich aus tags vorher abgekochten oder von Mittag übriggebliebenen kalten Kartoffeln sehr gut ein schmackhafter Salat zubereiten, wenn man auf nachfolgende Weise verfährt. Zuerst hat man zu beachten, ob es sich um eine feste oder um eine mehlige Kartoffelsorte handelt. Die erstere muß sehr feinblätterig, die letztere lieber in Würfel geschnitten werden, weil dünne Scheiben von ihr zu leicht zerfallen und unansehnlich werden würden, während dick geschnittene feste Kartoffeln nicht genügend durchziehen und dann leicht roh schmecken. Die blättrig oder würflig geschnittenen Kartoffeln übergießt man nun zuerst mit einer Obertasse kochendheißem Wasser, in dem man einen Brühwürfel auflöste. Ohne sie umzurühren, lasse man die heiße Flüssigkeit gehörig in die Kartoffeln einziehen, füge dann erst den erforderlichen Essig, eine feingehackte oder geriebene Zwiebel, wenn man es hat, einige Tropfen Öl dazu, schmecke nach dem Salz ab, von dem nur wenig wird zugefügt werden müssen, weil der Brühwürfel genügend Salz enthält, würze mit Pfeffer und bestreue den Salat mit feingewiegter Petersilie. Nimmt man Schnittlauch zum Kartoffelsalat, so kann die Zwiebel entweder ganz wegbleiben oder nur in beschränktem Maße verwendet werden. Wünscht man den Salat recht saftig zu haben, so gieße man noch etwas Milch an. Bei mehligen Kartoffeln ist ein Bindemittel überflüssig, bei festen oder wie man sagt schliffigen Kartoffeln wird meistens eine mit Mehl verkochte Tunke erwünscht sein. Diese stellt man durch Aufkochen eines Kaffeelöffels Mehl in Wasser oder Milch oder Schwitzen des Mehls in etwas Öl oder Butter, und Auffüllen mit Wasser her. Ganz bedeutend kann man den Wohlgeschmack eines solchen Kartoffelsalats durch Verwendung von Kräuter- oder Estragonessig erhöhen.

Unerläßlich für die Hausfrau!

Von Mary Hahn, der Verfasserin des weitverbreiteten und beliebten Kochbuches für die einfache und feine Küche, ist vor kurzem ein Kriegskochbuch erschienen, das wirklich eine ganz prächtige Gabe für unsere Hausfrauen darstellt.

Das mit 22 Abbildungen versehene Büchlein enthält eine Fülle praktischer, der jetzigen Zeit angepaßten Vorschriften; es ist im Kriegsjahr 1916 entstanden, und die zugeteilten knappen Rationen pro Kopf von Fleisch, Fett, Butter usw. sind demgemäß schon vorgesehen und sachgemäß über die ganze Woche verteilt. Mary Hahns Buch, dessen Vorwort das Motto „Wer will, ist dem nicht alles möglich?" vorangesetzt ist, sollte von allen Hausfrauen recht fleißig zu Rate gezogen werden; denn es enthält eine Menge Neues, mit dem einen Versuch zu machen sicher lohnend ist. Es ist mit einem Verständnis und einer Vielseitigkeit zusammengestellt, wie man's selten findet. In ganz raffinierter Weise versteht die Verfasserin, bei der fett- und fleischarmen Zeit mit Ratschlägen und Rezepten aufzuwarten, die bei sparsamen Mitteln es jedem ermöglichen, eine reiche Auslese schmackhafter Gerichte, unter Berücksichtigung des in der Kriegszeit zur Verfügung stehenden wenigen und scheinbar einseitigen Materials, zu bereiten. — Aus dem besonderen Inhalt sei folgendes hervorgehoben: Das Braten des Fleisches in der fettarmen Zeit. — Ein Musterspeisezettel für die ganze Woche und den ganzen Monat mit den dazu gehörenden Rezepten. — Falsche Schnitzel als Fleischersatz, wie Kartoffelschnitzel, Nudelschnitzel, Heringsschnitzel, Pilzschnitzel, Fischschnitzel, Blumenkohlschnitzel, Spinatschnitzel, Kopfsalatschnitzel, Krautschnitzel, Bohnenschnitzel, Linsenschnitzel, Hirseschnitzel, Maisgriesschnitzel. — Der Abendtisch — Kriegsbäckerei, das Backen mit wenig und ganz ohne Butter und Mehl, Marmeladenkuchen, Obstkuchen von Kartoffelteig, Mohrrübenkuchen, Kürbisbrot, Kürbiskuchen, Kartoffelgebäck, Kartoffelkuchen. — Das Einmachen ohne Zucker und das Dörren der Früchte und Gemüse.

Die Auswahl der Rezepte ist so groß, daß die Hausfrau, falls das eine oder das andere mal wegen mangelnder Zutaten nicht gleich ausführbar ist, sich eben an ein anderes Rezept halten kann. Das Buch ist aus praktischen Erfahrungen heraus entstanden, das ist sein großer Wert, und man kann sich dem Wunsch der Verfasserin nur anschließen, wenn sie am Schluß des Vorwortes sagt: Mögen diese Sparsamkeitswinke auch in die so heiß ersehnte Friedenszeit hinübergetragen werden und Segen bringen.

Das Buch kostet gebunden nur 1 Mark und ist in den meisten Buchhandlungen zu haben; wo nicht vorrätig, versendet es direkt die Verlagsbuchhandlung M. Hahn, Wernigerode, Rosenstr. 5. (Porto bei Voreinsendung des Betrages 20 Pf.; Nachnahme 30 Pf. mehr.)

Über das Kriegskochbuch und die übrigen Kochbücher von Mary Hahn liegt dem heutigen Hefte unserer Zeitschrift ein ausführlicher und illustrierter Prospekt bei, den wir der Beachtung unserer Leser und Leserinnen empfehlen. Sollte der Prospekt wo verloren gegangen sein, so versendet ihn der Verlag gern nochmals auf Wunsch kostenlos.

Kindliche Logik.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

„Papa, ich wollte, du wärst immer recht zornig."

„Warum denn?"

„Weil du zu Mama gesagt hast, im Zorne schlägt man keine Kinder!"



Kritik.

Meine Herren, daß die Artillerie nicht hinaufgekonnt hat auf diese Höhe, das gibt's einfach nicht. Und wenn die Steigung eins zu tausend ist — die Artillerie muß hinauf!"

Aus der Kinderstube.

Der kleine Hugo, mit dem Nachthemdchen bekleidet, kniet in seinem Bett. Während er sein Nachtgebet spricht, kann seine Schwester der Versuchung nicht widerstehen, ihn an den Fußsohlen zu kitzeln. Eine Weile erträgt er's; als er es aber nicht länger aushalten kann, sagt er inmitten des Gebetes: „Lieber Gott, entschuldige einen Augenblick, bis ich der Hilde eine runtergehauen habe!"

Der Blaustrumpf.

„Sagen Sie mir ehrlich, Herr Doktor, nachdem Sie meine Poesien kennen gelernt haben, welche meiner ernsten Dichtungen gefällt Ihnen am besten?"

„Den tiefsten Eindruck haben mir Ihre Balladen hinterlassen; sie gehören zu dem Schauerlichsten, das ich je gelesen habe!"

Galgenfrist.

„Mann: „Heut haben wir einen Mäßigkeitsverein gegründet."

Frau: „Und da kommst du betrunken nach Hause?"

Mann: „Ja, in Kraft treten tut er erst morgen!"

Instruktionsstunde.

„Mikuleit, wozu kehrt man die Stube?"

„Damit, daß sie reine wird, Herr Unteroffizier!"

„Quatsch! Nach der Tür zu kehrt man die Stube, verstanden?"

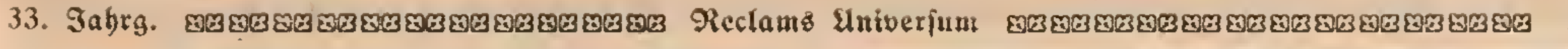






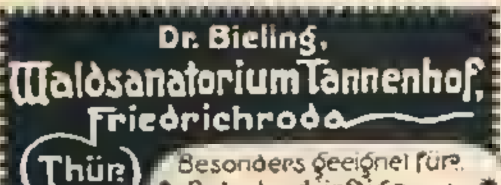




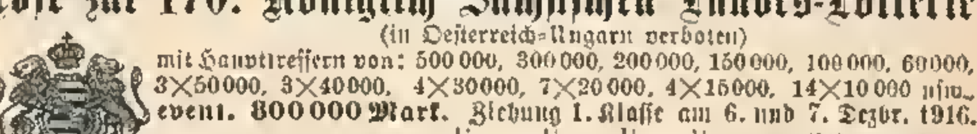












Heft 8 Reclams Universum 33. Jahrg.

Beachtenswerte Mitteilungen

Für die Kriegsbeschädigten-Fürsorge bestimmt die Firma F. Soennecken in Bonn den Reinertrag aus dem Verkauf von Schreibwerkzeugen, die sie neuerdings für Handbeschädigte und Linksschreiber herstellt.

Badischer Kalender 1917. Trotz welterschütterndem Waffenlärm, trotz riesenhafter Arbeit zur Bewältigung der Heeresversorgung und zur gerechten und ausreichenden Verteilung des täglichen Brotes bleiben dem Deutschen Zeit und Liebe zu friedlichen Werken der Kunst, der Wissenschaft und der Förderung der Volkswohlfahrt. Von der Überzeugung durchdrungen, unser Volk habe heute mehr als jemals das Bedürfnis, mit den Schönheiten seines Vaterlandes vertraut zu werden, hat der Badische Landesverband zur Hebung des Fremdenverkehrs in Karlsruhe es unternommen, durch Herausgabe des „Badischen Kalenders 1917" den Heilbedürftigen, Erholungsuchenden, Natur- und Kunstfreunden, den Wander- und Wintersportlustigen das badische Land im Bilde zu zeigen. Der aus der Universitätsdruckerei H. M. Poppen & Sohn in Freiburg i. B. hervorgegangene, vornehm ausgestattete Abreißkalender besteht aus 120 Blättern mit prachtvollen Bildern in Tiefdruck. Jeder Blatt enthält eine kurze sachkundige Beschreibung der Bilder. Das Titelblatt, die Reproduktion eines Gemäldes des jüngst verstorbenen berühmten Schwarzwaldmalers W. Hasemann, ist ein Kunstwerk für sich. Der billige Preis von 1,50 Mark deckt bei weitem nicht die Selbstkosten. Den Kalender liefert jede Buchhandlung oder der Kommissionsverlag von Müller & Gräff in Karlsruhe-Baden. Wer mit einem gediegenen, praktischen Geschenk Freude erwecken will, darf getrost nach dem „Badischen Kalender" greifen, der einer der schönsten Kalender ist, die uns bisher vorgelegen haben.

Die Nähmaschine im Haushalt. Mit dem Winterhalbjahr ist auch die Zeit gekommen, wo die Hausfrau sich mehr als sonst der Näharbeit im Haushalt wieder widmen kann. Manche von ihnen schreitet zum Kauf einer neuen Nähmaschine. Die richtige Wahl ist aber nicht leicht, denn die Unterschiede in den Leistungen und in der Haltbarkeit unter den vorhandenen vielen Arten sind so groß, daß auch ein Preisunterschied nicht immer einen Ausgleich dafür bieten kann. Niemals kann der Satz, daß nur das Beste auf die Dauer das Billigste ist, größere Bedeutung haben, als bei der Wahl einer Nähmaschine, die in der Familie doch ein Menschenalter aushalten soll. Einen Ratgeber für den Kauf einer Nähmaschine bildet eine kleine Schrift unter dem Titel „Was der Käufer einer Nähmaschine beachten muß", die die Phönix-Nähmaschinenfabrik von Baer & Rempel in Bielefeld allen Universumleserinnen, die sich dafür interessieren, gerne kostenlos zusendet. Das kleine Werk gibt Aufklärung darüber, wie eine gute Nähmaschine nach dem heutigen hohen Stand der Technik beschaffen sein soll und welche Leistungen man von ihr erwarten darf.

Warum waschen Sie noch? Sie wissen nicht, daß es einen patentierten Automaten gibt, der Ihre Wäsche selbsttätig, also ohne jede Mitarbeit, wäscht und gleichzeitig desinfiziert. Kein Reiben, Stoßen oder Schleudern. In jedem Raume für Gas und Kohle benutzbar, bedeutet der Automat, bei dauernder Ersparnis an Waschlohn, Seife und Feuerung, die endgültige Befreiung von jeder Waschplage. Tausende sind im Gebrauch. Fordern Sie noch heute per Postkarte Prospekt von der Dampf-Waschautomat-Gesellschaft in Breslau II, Postfach 186/140.

Der Schnupfen wird im allgemeinen viel zu wenig beachtet, so daß er deshalb häufig die Ursache ernster Störungen des Befindens wird. Eine schnelle und gründliche Bekämpfung ist dringend geboten, die durch ein bewährtes, auch ärztlicherseits sehr empfohlenes Mittel, wie das fast in allen Apotheken erhältliche „Sozojodol"-Schnupfenpulver ermöglicht wird. Es bewirkt schnell freies, wohltuendes Atmen, beseitigt den vielfach vorhandenen üblen Geruch aus Nase und Mund und verhindert das Schnarchen. Wir möchten nicht verfehlen, gerade zur jetzigen Zeit, unsere Leser hierauf hinzuweisen.

Zuckerkrankheit. Ein Arzt meldet folgendes: „Ich habe mich wiederholt am eigenen Körper von der ausgezeichneten Wirkung des Fachinger Brunnens bei Diabetes überzeugt, indem ich nach Gebrauch von 100 Flaschen desselben auf Monate vom Zucker im Urin befreit war. In meiner Praxis mache ich ausgedehntesten Gebrauch von Fachinger Wasser."



Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Lehmann in Leipzig.
Anzeigen-Annahme für Oesterreich-Ungarn und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G., Wien 1, Wollzeile 16.